

#T007886467

# Ritterliche Waffenspiele

nach Ulrich von Lichtenstein.

---

## Einleitung.

Die Ostmark des deutschen Reiches an der Donau, unter Karl dem Grossen gepflanzt, dann durch den Ansturm ungarischer Reiterscharen niedergetreten, war unter den Ottonen aufs neue gewonnen worden. In unablässigem Ringen war es dem hochherzigen Fürstengeschlecht der Babenberger gelungen, das Land bis zur Leitha gegen die Ungarn zu behaupten, im Innern das Recht zu sichern, den Adel des Landes an den Hof zu fesseln und ein Herzogtum von so kraftvoller Geschlossenheit zu begründen, wie kaum ein zweites in Deutschland bestand. Freilich galt es hier immer auf der Wache zu stehen gegen die Einfälle der Böhmen und Ungarn. Die stete Gefahr steigerte den kriegslustigen Sinn bis zur Verwegenheit. Leopold V., bekannt durch seinen Streit mit Richard Löwenherz, hat selbst in Folge eines Turneis sein Leben eingebüsst. Am 26. Dez. 1194 stürzte er vor Graz auf dem eisigen Boden mit dem Pferde so unglücklich, dass er ein Bein brach<sup>1)</sup>. Da die Ärzte es nicht abzunehmen wagen, setzt er selbst ein Beil auf den Schenkel und befiehlt seinem Kämmerer, mit einem Hammer zuzuschlagen. Nach wenig Tagen war er eine Leiche. Von seinen Söhnen starb Friedrich I. auf einer Heerfahrt im heiligen Lande 1198; in Leopold VI. tritt der verwegene Krieger etwas hinter dem geschickten Diplomaten zurück, doch hat er z. B. auf dem Friesacher Turnei von 1224 ritterlich mitgekämpft. Der kriegslustige Friedrich II. endlich liegt fast mit allen seinen Nachbarn, Ungarn, Böhmen, Bayern, zeitweilig selbst mit dem Kaiser in harter Fehde; doch weiss seine ungestüme Tapferkeit sich gegen alle zu behaupten und siegreich ist er auch in der Schlacht an der Leitha 1246, in der mit dem Kinderlosen das glorreiche Haus der Babenberger seinen Untergang findet.

Im Innern des Landes aber entfaltet sich unter der starken Hand der Herrscher materielles Gedeihen, behaglicher Lebensgenuss, Freude an Tanz, Geselligkeit und glanzvollem Auftreten. Die Herrscher selbst lieben die Pracht und ihr Reichthum gestattet ihnen, an ihren Hoftagen eine

---

<sup>1)</sup> Siehe Huber, Geschichte Österreichs 1, 279 und A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger 2, 257.

glänzende Freigebigkeit zu bewahren. Des österreichischen Fürsten Milde, singt Walther, erfreut wie ein süßer Sommerregen Land und Leute. Als Leopold VI. 1222 eine seiner Töchter vermählt, lässt er, wie Ulrich von Lichtenstein versichert<sup>1)</sup>, wohl 1000 Edeln Geschenke reichen und über 5000 Ritter essen da sein Brod. Dem Beispiel des Hofes sind die adligen Herren und ihren Verhältnissen gemäss selbst die Bauern nach Kräften zu folgen bemüht. Eine übermütige Lust an Mummereien ergreift alle Stände; der Fasching erklärt sich in Permanenz<sup>2)</sup>. Selbst die eiserne Waffenrüstung muss sich faschingsmässigen Aufputz gefallen lassen. Auch der Frauenkultus, längere Zeit eine starke Quelle edlerer Empfindungen, wird hier zuletzt bis ins Unsinnige verzerrt, dann aber dem ausgelassensten Spott preisgegeben. Doch trägt er im Ganzen dazu bei, gute Sitze zu erhalten und zu festigen — *mit zühten höchgemuot*, das ist die Losung des Tages.

Diese so kriegslustige und doch auch so lebensfrohe Gesellschaft wird aber auch die dauerndste und glänzendste Heimstätte der deutschen Poesie im Mittelalter. Auf den Burgen der Herren welche selbst so manchen Ritt in das alte Heunenland gethan haben, erschallen noch die Gesänge von Hagens Untreue und Chriemhildens Rache, von des edeln Spielmanns Volker Kunst und von Rüdigers Treue bis in den Tod, als draussen im Reich die Poesie bereits längst verwälscht ist. Aber nicht blos das Erbgut der alten Sagenwelt wird hier treu bewahrt und als wertvoller Schatz der Nachwelt überliefert, die hochgemute Lebenslust adliger Herren findet auch den Mut, was sie selbst bewegt, naiv und frisch auszusprechen, wie sie es empfindet. Hier ist die Geburtsstätte der deutschen Lyrik. von Kürenberg, der erste, den wir mit Namen kennen, dichtet um 1170. Die zarte Pflanze gedeiht rasch unter der Teilnahme des Hofes. Reinmar von Hagenau, ein adliger Sänger aus altösterreichischem Geschlecht, feiert Leopold V. nach dessen Tode als aller Freuden Herren. Walther von der Vogelweide, der Schützling Friedrich I., fällt zwar nach dessen Tod bei Leopold VI. in Ungnade, doch bleibt es fast bis an sein Lebensende sein Wunsch, beim wöniglichen Hof zu Wien wieder Aufnahme zu finden. Ulrich von Lichtenstein lernt als Knappe von Markgraf Heinrich von Österreich-Mödling, dem Oheim Leopolds VI., süsse Minnelieder dichten (S. 9,17). Auch Friedrich II. gibt die Überlieferungen seines Hauses nicht auf, wengleich sein Geschmack anderer Art ist. Während er in verwegenen Fehden die äussern Feinde zurückschlägt und im Innern den übermütigen Adel mit harter Faust niederhält, ergötzt er sich an den ausgelassenen Scherzen Neidharts v. Reuenthal und seines Gesinnungsgenossen, des Tannhäusers.

Das eigentümliche Leben der höfischen Gesellschaft, wie es sich in Österreich und Steiermark unter der Pflege der letzten Babenberger gestaltet hat, ihre ritterliche Kampfeslust, die üppige und doch wieder in die Bande eines strengen Ceremoniels sich schmiegende Fröhlichkeit, die Prachtliebe und die poetische Phantastik des Frauenkultus hat uns Ulrich von Lichtenstein in einem eigentümlichen Werk geschildert. Wir erhalten in seinem „Frauendienst“, wenn auch durch Vermittelung einer eigen gearteten, eiteln und excentrischen, aber nicht unbedeutenden Persönlichkeit, ein treueres Bild von diesem Leben, als es sich sonst irgendwo für diese Zeit gewinnen lässt. Wo freilich sein eigenes Thun und Lassen in Betracht kommt, ist ihm wenig zu trauen. Das gilt besonders von der Erzählung seines Minnedienstes, die mit romanhaften Erfindungen stark aufgeputzt ist. Ulrich versteht es meisterhaft, die Maske des Biedermannes zu tragen und so haben denn seine Märchen, die etwa so viel Glaubwürdigkeit verdienen wie heutigen Tages eine Jagdgeschichte, wesentlich dazu beigetragen, falsche

<sup>1)</sup> Frauendienst, Ausgabe von Lachmann S. 11.

<sup>2)</sup> So Scherer Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Östreich S. 142. Es scheint mir übrigens, als ob bei Scherer über dem Einfluss des Volkscharakters der des Herrscherhauses und der sonstigen geschichtlichen Verhältnisse zu sehr zurücktritt.

Vorstellungen vom Frauenkultus zu erwecken<sup>1)</sup>. Anders aber steht es mit seiner Schilderung der Ritterspiele. Diese haben vor den Augen der Zeitgenossen stattgefunden; von den Männern, mit denen er gekämpft hat, leben auch zu der Zeit, wo er dichtet, noch viele. Hier ist seine Erfindung also auf ein geringes Mass beschränkt. Überall spürt man auch deutlich Zu- und Abneigung des Erzählers, die behagliche Freude, mit der er einem alten Gegner einen Hieb versetzt, den Unwillen und das sichere Gefühl eigener Überlegenheit, wenn er einen Verstoß gegen die gute Sitte rügen muss, daneben aber auch die helle Kampfesfreude einer kräftigen Reiternatur, die fast bewundernde Freundschaft, die er einigen Genossen widmet und herzliche Dankbarkeit gegen seinen alten Meister in ritterlichen Dingen, den Markgrafen Heinrich. Freilich verleiten ihn auch hier Eitelkeit oder schalkhafte Rücksicht auf den Lacherfolg zuweilen zu falschen Angaben, doch thut das der anschaulichen Wahrheit seiner Schilderungen im Ganzen keinen Abbruch. Es ist zu wenig beachtet, aber völlig richtig, wenn Gustav Freitag, *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* Bd. II, 1. Anm. sagt, für die ersten Jahrzehnte nach 1200 seien die Dichter Hartmann und Wolfram weniger zuverlässig als Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere. Zweifelhaft ist freilich, ob der phantastische Mummenschanz und die übermäßige Prachtliebe zu Ulrichs Zeiten überall in deutschen Landen wie in Östreich Platz griff; im übrigen aber dürfen wir hoffen, allgemein deutschen Gebrauch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu schildern, wenn wir im Folgenden zusammenstellen, was sich aus Ulrichs Werk über die Waffenspiele der ritterlichen Gesellschaft ergibt.

## 1. Die Ritterschaft, der Buhurt.

457,3: *Ir sult höchgemuot sin under schilde  
wohl gezogen, küene, blide (fröhlich), milde;  
tuot ritterschaft mit sinnen,  
und sit vrô,  
minnet hô:  
sô mügt ir lop gewinnen.*

Wenn der Mai kommt, der Wald im Laub steht und die Haide ihr Sommerkleid angelegt hat, dann ist es Zeit, im neuen Jahre die Waffenübungen zu beginnen; nur ein Weichling bleibt dann zu Hause und verliert sich, wie der spöttische Ausdruck lautet (64,6). Es ist Ehrensache für den Ritter, da nicht zu fehlen, wo Speersplitter krachend in die Luft fliegen und Feuer aus stählernen Helmen springt. „Wer hohes Lob erwerben will, der muss Unmusse haben viel“ (314,3 und 70,4). So bleibt denn auch Herr Ulrich, wenn der Winter vorüber ist, wenig zu Hause. Zwölfmal hat er im Sommer 1222 an Turnieren teilgenommen (12,30) und wiederholt heisst es, er sei den ganzen Sommer umhergefahren, wo etwas zu turnieren gab — 102, 132, 398, 405, 407, 411. Im Winter dagegen ruhen die Schilde 446. Nur einmal lässt sich Ulrichs Leidenschaft für Waffenspiele auch durch den Winter nicht zurückhalten; 405,25 heist es: *den sumer und den winter gar*

<sup>1)</sup> In ausführlicher Beweisführung gedenke ich, sobald ich die Zeit finde, obige Ansichten zu rechtfertigen und dabei eine gründliche Scheidung zwischen Wahrheit und Dichtung bei Ulrich vorzunehmen.

*fuor ich her, fuor ich dar* — *varn* aber ist bei ihm der stehende Ausdruck für Ritterschaft suchen<sup>1)</sup>.

Solche Spiele kann jeder Ritter ansagen, der so viel Ansehen hat, dass man seinem Rufe folgt. Ulrich und sein Bruder Dietmar, die doch nur dem Dienstadel angehören und noch ganz junge Leute sind, laden 1224 zum Stechen nach Friesach ein; von dem erstern wird 1227 auch ein Turnei zu Neuburg angesagt und 1240 einer zu Neustadt. Stärker ist natürlich die Beteiligung und grösser der Glanz, wenn sich die Spiele an die Hoftage fürstlicher Herren anschliessen. Kommen nur wenige Ritter zusammen, so müssen sie sich mit dem Speerstechen begnügen, grössere Scharen aber veranstalten gern einen Turnei.

Alle Ritter, so verschieden sie auch nach Stand und Besitz sein mögen, stehen sich in gewisser Hinsicht ebenbürtig gegenüber. Sie tragen die gleichen Waffen, es gilt für sie dieselbe Sitte, auch redet der Vornehme seinen rittermässigen Dienstmann mit „Ihr“ an, z. B. 540,12. Gleichwohl blicken aber in Ulrichs Erzählung die Standesunterschiede deutlich durch. Summarisch zählt er auf *gräven, frien, dienstmann* 11,16; 64,27; 294,27. Beim Turnei zu Friesach aber kommen, wo er die einzelnen Herren mit Namen nennt, zunächst Fürsten, Grafen und Freie. Dann heisst es mit starker Betonung der Standesverschiedenheit 66,9: *fürsten, gräven, frien gar hân ich genant, swaz ir kom dar: nu nenn ich iuch die dienstman*. Diese *dienstman* oder Ministerialen sind ursprünglich teils freie Leute gewesen, die aus verschiedenen Gründen ihre Freiheit aufgaben, teils unfreie, die von der Gnade ihrer Fürsten Lehen erhalten haben und dafür zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichtet sind. Dieselben sind mehrfach zu grossem Besitz gelangt und können durch die Grösse ihres Gefolges manchen Grafen und Freien in den Schatten stellen. Zum Friesacher Turnei hat Markgraf Diepold v. Voheburg 12 Ritter mitgebracht, der karge Graf Ortenburg nur 8, dagegen der Ministeriale Hadamar v. Künringe mehr denn 30 und der reiche v. Mureck nach 80,18 anscheinend 40. Ähnliche Zahlen werden auch bei den Artusspielen zu Neustadt genannt. Da reitet der Schenke Heinrich v. Habichtsbach mit 40 Rittern an, die Brüder Wernhard und Heinrich Breussel mit 20, Heinrich v. Lichtenstein mit 11; v. Missau hat 24, v. Haslau 7, v. Fronhofen 26. Alle diese sind Ministerialen wie jener Kadold v. Felsberg, der 273,13 Herrn Ulrich mit 40 Rittern entgegenkommt. Wer mit einer so stattlichen Schaar zum Turnei kommt, kann darauf rechnen, für sich oder etwa noch mit einem andern gemeinsam eine Rotte zu bilden — und dies mag wohl der Hauptgrund gewesen sein, weshalb ehrgeizige Ministerialen sich in so grosse Kosten stürzten. Bei der Aufzählung aber geht es streng nach der Etiquette; auch wo die Rottenführer genannt sind (79,25 f.), kommen die Herren vom Dienstadel zuletzt<sup>2)</sup>.

Das Gefolge der Fürsten, freien Herren und Ministerialen bildet die zahlreiche Klasse der besitzlosen, hörigen Ritter, gewissermassen der Statisten bei den Festlichkeiten. In Ulrichs Aufzählung der Teilnehmer an dem Friesacher Turnei erscheinen sie als dritte Klasse. Von den Ministerialen waren die durch ihre Waffentüchtigkeit ausgezeichneten noch mit Namen genannt worden; von diesen Gefolgsleuten aber wird nur die Zahl angegeben 68,11: *der höchemuoten überal was (war) reht 600 an der zal*<sup>3)</sup>. Ihre ganz abhängige Stellung giebt sich schon dadurch kund, dass sie den Schild

<sup>1)</sup> Ulrich gebraucht nie den Ausdruck *aventure*. Die Königin- und die Artusreise heissen immer *vart* (160,7 *gevert*). Die Einteilung des Buches in Abenteuer wird daher kaum vom Dichter herrühren.

<sup>2)</sup> Es ist demnach nicht ganz richtig, wenn Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Lichtenstein I, 52 behauptet, die Ministerialen hätten in dieser Zeit bereits mit zu dem hohen Adel gehört.

<sup>3)</sup> Ausser den Fürsten sind 6 Grafen, 8 Freie und 29 Dienstmännern genannt, doch darf man nicht, wie Freitag a. a. O. S. 5 thut, aus Ulrichs Angaben auf das Zahlenverhältnis der einzelnen Stände schliessen, denn es sind nach 68,1 nicht alle Ministerialen aufgezählt.

und, wenn auch vielleicht in einfachern Stoffen, die Waffenkleidung ihrer Herren tragen. Schlecht dürfen freilich auch sie nicht gekleidet sein, denn das fele auf ihre Herren zurück. Besonders gut mit Kleidern und Waffen ausgestattet ist das Gesinde der Fürsten (474,7), aber auch sonst wird die reiche Kleidung des Gefolges gerühmt, 273,14; 471,28. Da Ulrich nach der grossen Königinfahrt auf dem Neuburger Turnei besonders glänzend auftreten möchte, bittet er 50 edle Herren, für diese Gelegenheit ausnahmsweise seinen Schild zu tragen. Das wird ihm zugesagt und nun sorgt er für diese Herren, die unter seinem Banner reiten, nach 297,20 f. ausser dem entsprechenden Schild auch für die sonstige Waffenkleidung. Dieselbe entsprach in Stoff und Farbe der seinigen, war aber anscheinend weniger verziert. Man erkennt hieraus mit Sicherheit, dass der Herr für die Ausrüstung seiner Gefolgschaft aufzukommen hatte.

Nicht rittermässige Kämpfer (Kipper) scheinen am Turnei nicht teilgenommen zu haben. Doch heisst es einmal an einer auch sonst schwierigen Stelle (117,5, wo ein Turnei nicht zu Stande kommt, weil man sich über die Teilung der Parteien nicht einigen kann): *der nam sich mër gesellen an: sô wolde der mër örse hân, kipper mër, geselle min* (weniger); *sus ungeliche stuont ir sin*. Unter den Gesellen sind die ritterlichen Kämpfer zu verstehen; ihnen stehen die örse, die Streitpferde, gegenüber, zu denen natürlich die Kipper der folgenden Zeile gehören.<sup>1)</sup>

Im Gefolge der Herren erscheinen aber auch zahlreiche Knappen, junge Leute, die dem Pagendienst bereits entwachsen sind und nun bei einem tüchtigen Ritter praktisch die „Ritterschaft“ lernen. So ist Ulrich vom 15. bis 19. Jahre beim Markgrafen Heinrich von Östreich-Mödling gewesen; der lehrte ihn mit den Frauen nach den Vorschriften des höfischen Ceremoniels verkehren, reiten und jedenfalls auch, obwohl das nicht speciell gesagt ist, die Waffen führen. Nach des Vaters Tod kehrte er dann nach Hause zurück und turnierte 3 Jahre lang anscheinend auf eigene Faust mit anderen Knappen, wo sich immer eine Gelegenheit darbot, 10,10 und 10,30. Bei dem grossen Stechen zu Friesach haben solche Knappen ihre eignen Ringe 70,31. Bei grösseren Festlichkeiten erhalten sie dann das Ritterschwert; so Ulrich mit 250 Genossen, als Herzog Leopold seine Tochter verheiratete. Damals war er 22 Jahre alt.

Zu dem Gefolge der Herren gehören endlich zahlreiche niedere Knechte, welche Ross und Rüstung zu besorgen haben. Ausserdem finden sich aber auch noch gar manche müssige Gesellen ein, die ihr armselig Rösslein nur mit Not trägt, oder die auch zu Fusse die staubigen Wege wandern. Was wollen doch die beim Ritterspiel? Nun, sie hoffen, dass bei so viel Glanz auch etwas für sie abfällt. Namentlich die oft genannten Groirer (Grogirer) werden wir unter ihnen suchen müssen. Es giebt da manche Gelegenheit sich nützlich zu machen. Sie richten Bestellungen aus 79,7, rufen, wenn es Zeit ist, zum Turnei zusammen 82,10 und 300,5, suchen auf dem Kampfplatz den Rittern Raum zu schaffen, fordern in ihrem Auftrag Gegner zum Kampf heraus 69,17 und machen sich überhaupt nach Kräften bemerkbar. Zu viel Ehre thut man ihnen an, wenn man sie Herolde nennt (Schultz); die gab es in dieser Zeit noch nicht. Als Ulrich die Königinreise vollendet hat, werden die Gewande und Pferde der Frau Venus diesen Fahrenden überlassen 290,1 f.

So strömen denn auf allen Wegen Scharen von Menschen dem Ort zu, wo das Ritterspiel stattfinden soll. Die Ritter selbst müssen dabei wohlgenut erscheinen, so will es die höfische Sitte.

<sup>1)</sup> Schultz II, 115 hat jedenfalls die Stelle missverstanden, wenn er sie als Beleg dafür citiert, dass die Kipper vom Turnei ganz ausgeschlossen waren. Lachmanns Interpunction macht freilich auch die richtige Auffassung unmöglich. *Kipper mër, geselle min* enthält keinen Gegensatz, sondern erklärt lediglich den Grundsatz der Partei, die mehr örse haben will. Vergl. für die Kipper übrigens Niedner, das deutsche Turnier S. 28.

Wer aber in ihre Herzen schauen könnte, der würde gar bald gewahr, dass es bei vielen nicht das reckenhafte Wohlgefallen an Speereskrach und Helmesklang, der Reiz der Gefahr und die Lust an Anerkennung und Auszeichnung im Kreise der Standesgenossen ist, was sie zum Kampfplatz führt. Bei dem Luxus, der mit Kleidern, Waffen und Pferden getrieben wird, ist zum Schaden für die Sache die Teilnahme an einem Turnei allmählich ein kostspieliges Vergnügen geworden und wer nicht den Reichtum eines Lichtenstein besitzt, mag mit Sorgen daran denken, wie er den standesgemässen Aufwand bestreiten soll<sup>1)</sup>. Und doch drängt wieder so manches, nicht zurückzubleiben und sich etwa gar der Nachrede der Verweichlichung auszusetzen.

Im Zeitalter des Frauendienstes galt zunächst Auszeichnung im Kampf für das sicherste Mittel, die Gunst der Damen zu erringen (275,14 und 55,22). Ulrich nennt daher auch sein Werk, das sich zur Hälfte mit Waffenspielen beschäftigt, geradezu „Frauendienst“. Kommt er in seinem Verhältnis nicht recht vorwärts, so nimmt er sich vor, für die Dame Leben und Gut in ritterlichen Kämpfen aufs Spiel zu setzen, (62,11); scheint es aber gut zu gehen, so bekräftigt ihn das nur noch mehr in seinem Entschluss 244,30. Bei einer grossen Anzahl von Rittern hebt er dasselbe Motiv ausdrücklich hervor. Zu Friesach legen sich 36 Frauenritter ins Feld unter Zelte, um jedem, der es begehre, Ritterschaft zu gewähren. Gerade diese Frauendiener sind es, die den ärgsten Luxus treiben und am tollsten sich in Gefahren stürzen.

Aber auch wer aus Ehrgeiz turniert, kann dabei seine besondere Nebenabsichten haben. Treffend bemerkt Schultz, *höfisches Leben* 2,5, dass sich beim Turnei für den armen jungen Ritter, für den jüngern erbelosen Sohn Gelegenheit bot, Karriere zu machen. Beim Friesacher Turnei werden mehrfach Fürsten durch einzelne Ritter aus misslicher Lage befreit, 89,20 und 93,1. Hier kann sich die Mannhaftigkeit so gut wie im Krieg bewähren. Besonders der wilde Herzog Friedrich von Östreich scheint, ohne sich um andere Vorzüge viel zu kümmern, kampfharte Gesellen um sich geschart zu haben. Von ihnen reiten zu dem Neustadter Stechen die berühmten Gebrüder Breussel an (469,23), früher arme Reiter, denen der Fürst aber solche Lehen gegeben hat, dass sie nun selbst grosses Gefolge halten können. Ähnlich scheint es mit Herrn Kol v. Fronhoven zu stehen 475,28. Da erscheint ferner Herr Ebran, der übermütige, zornige Mann, Herr Prunrich v. Toblich, der selten je erschreckt ward und der ungefüge, männliche Herr Leidegast von Sachsen, dessen bäurisches Wesen dem höfisch feinen Ulrich gar widerwärtig ist: *er hiez von rehte Leidegast, dô im der zûht sô gar gebrast*.

Besonders verhasst aber ist es Herrn Ulrich, wenn ein Ritter mit dem habsüchtigen Gedanken anreitet, bei dem Turnei ein gutes Geschäft zu machen, die Pferde der Abgeworfenen einzufangen, Ritter, die von ihren Rotten abgekommen sind, gefangen zu nehmen und unerbittlich auf dem Lösegeld zu bestehen: „Dem sind mit Recht die Frauen feind, so zürnt er 471,14, der ist des Guts und es nicht sein, drum muss er sonder Ehre sein.“ Ein Ritter soll nach seiner Ansicht freigebig (milde) sein; darum ist es ihm schon anstössig, wenn ein Kuno v. Friedberg (93,27 und 201,29), ein Heinrich v. Hakenberg 268,19), und ein Heinrich v. Lichtenstein (470,22) ihr Gut sorglich zusammenhalten. Als unmild nennt er auch Graf Ortenburg 65,24 und den 12 Rittern des Markgrafen Diepold wirft er vor, sie hätten „*âf gewin gedâht*“. Es treten aber noch schlimmere Freigeister auf. So jener Konrad v. Stretwich 452,21 f, ein tüchtiger Kämpfer, aber nur auf Erwerb sinnend und ganz gleichgültig gegen den Frauendienst. Da sind dann weiter die Gebrüder v. Buhs, habsüchtige Gesellen ohne jedes Gefühl

<sup>1)</sup> In v. d. Hagens Novellensammlung Gesamtabenteuer ist es ein stehendes Motiv, dass Ritter durch den häufigen Besuch der Turniere sich ruinieren, vergl. Nr. 5, 6, 64, 78, 83.

für Ritterehre (*si enruohten* d. h. beachteten nicht, *wer vil sper verstach* 94,5); auch sorgten sie nicht um der werten Minne Sold, sie waren breiten Äckern hold 207,18. Der schlimmste von allen aber ist Herr Rapot v. Falkenberg „*der ofte got an den armen übersich*“ 474,25; das ist ein streitsüchtiger Schnapphahn, der raubt und plündert wo er kann, gelegentlich auch mit seinem Fürsten in Streit liegt, wobei ihm dann seine Burgen gebrochen und seine Äcker verheert werden: *sin acker ofte truogen klé*. Natürlich müssen diese Gewinnsüchtigen durchweg tüchtige Turnierhelden sein, denn sonst wäre es vorsichtiger, wenn sie zu Hause blieben.

Naht nun der Tag der Zusammenkunft, so senden Fürsten und vornehme Herren mit viel Gefolge ihre Boten voraus, um sich Quartier zu sichern. Zu Friesach war, um allem Unfug zu steuern, des Landesherrn Marschalk rechtzeitig erschienen 64,22. Nicht jeder Bürger wird sich über die fremden Gäste gefreut haben; zwar scheint selbst für den Krieg eine urkundliche Pflicht der Einquartierung nicht bestanden zu haben<sup>1)</sup>, aber vornehmen Gästen gegenüber hat das Streuben wohl selten geholfen. Als Ulrich auf dem Venuszug 1227 mit grossem Gefolge nach Wien kam, hat sein freiwilliger Marschalk nach Belieben die Gefolgschaft des sonderbaren Zuges hier und da einquartiert. Da war kein Bürger so reich, heisst es 250,28, er musste ihm doch Herberge gewähren.

Endlich kommen nun auch die Herren mit ihrem Gefolge in langen Zügen heran. Jedem Zug wird ein Banner mit dem Wappen des betreffenden Herrn vorausgetragen (69,10; 165,5; 225,15; 297,23). Grössere Züge, die in Abteilungen gegliedert waren, hatten wohl auch mehrere; so führt der Domvogt von Regensburg 246,32 und 247,10 deren 2, und Ulrich auf dem Artuszug gar 3 (464,26). Oft begleitet auch Musik den Zug (165,25; 295,27; 465,1). Die Züge dehnen sich unverhältnissmässig aus, denn die Streitrosse werden unbelastet mitgeführt 165,12; 465,4. Dazu kommen dann Kleider und Waffen, besonders eine Masse von Speeren. Nach 161,15 führt Ulrich allein für seinen Bedarf deren 100 mit, die öfters ergänzt werden müssen, denn auf der 4wöchentlichen Fahrt verbraucht er 307. Auf der Artusfahrt hat er nach 467,24 wohl 1000 bei sich; der Domvogt von Regensburg kommt 247,25 nach Wien mit 300 Speeren. Auch Zelte muss man in manchen Fällen mitführen.

Für den Einzug in die Stadt haben die Ritter die beste Kleidung angelegt (239,13). Der ganze Zug bewegt sich dann in breiter Entfaltung, etwa je 2 und 2 Ritter zusammen 465,19 und mit gemessener Würde (*müezeeliche* 169,22 und 464,29). Aber auch in der Stadt rüstet man sich, wenn vornehme Herren kommen und es etwas zu schauen giebt (251,9). Die Gassen sind voll Volks (166,32; 252,10;) Erker und Bogenfenster füllen sich mit reichgekleideten Frauen 258,27 und manche die anders nicht sehen kann, treibt die Schaulust, sich unter das Volk zu mischen 251,27. Ist der Ankommende besonders vornehm, so reiten ihm von den Anwesenden manche zur Begrüssung entgegen. So wird vor Wien die Königin Venus vom Domvogt von Regensburg mit einem Gefolge von 50 Bogenschützen, 50 Knappen und 50 Rittern empfangen. Die Kleidung, die der Vogt dabei trug, verdient als ein Muster von Schönheit nach dem Geschmack der Zeit besondere Erwähnung. Er hat schwarze Hosen an, einen Rock von grüner Seide, auf dem Tiere in Gold gestickt sind, darüber einen scharlachfarbenen Reisemantel und auf dem Haupt einen mit Perlen besetzten Pfauenhut (248,19).

Dieselben Männer, deren Auge so grelle Farben liebt, deren Ohr sich an einer wahrscheinlich ganz entsprechenden Musik ergötzt, bemühen sich dann unter verbindlichem Lächeln, sich mit zierlich-geistreichen Reden zu begrüssen und können sich das Lachen nicht verbeissen, wenn ein

<sup>1)</sup> So Baltzer, Geschichte des deutschen Kriegswesens in der Zeit von den letzten Karolingern bis auf Kaiser Friedrich II., S. 88.

herber Gast vom Schlag Herrn Rapots auch bei dieser Gelegenheit seine saure Miene nicht bergen kann 475,12: *dâ mit tet uns sîn herze kunt, daz er hete unbescheiden site.*

Ist es noch zeitig am Tage, so reitet die versammelte Ritterschaft vor der Herberge des vornehmsten Herrn öfters noch einen Buhurt, ein Reitspiel, das etwa die Rolle spielt wie heutigen Tages ein Ständchen. Zu Treviso reitet der Graf Görz zu Ehren der Frau Venus einen Buhurt mit 500 Rittern, früh morgens vor dem Kirchgang S. 177. Zu Clemun findet man abends nach dem Stechen noch Zeit dazu 188,1; so auch nachmittags zu Friesach 206,10 und zu Wien 252,14. Die Ritter sind dabei in Rotten geteilt (252,22) und reiten kunstvoll gegeneinander. Sie führen Schilde und Schäfte, aber anscheinend ohne scharfe Spitzen; auch brauchen sie nicht gepanzert zu sein, denn hier gilt es nicht den Mann zu verwunden. Man führt mit den Schäften gewaltige Stösse auf die Schilde, so dass diese bald bersten, bald jene splintern, 177,29. Die Hauptkunst aber besteht in der vollen Entfaltung der Reifertigkeit. Bald schäumen die Rosse von der gewaltigen Anstrengung 206,18. Die Rotten schlingen sich durcheinander und lösen sich wieder in Ordnung auf, wobei dann auch manchmal die Reiter kräftig gegeneinander rennen 252,23. So gibt denn der Buhurt im allgemeinen ein harmloses Bild des Turneis; er ist ein rechtes Schaustück für die Damen, die von dem übrigen Ritterspiel in der Regel nichts zu sehen bekommen. Um das Ständchenartige dieses Spiels zu vollenden, schickt zu Clemun die Frau Königin den Rittern nach dem Buhurt zur Erfrischung; Wein auf die Strasse — 188,30: *nâch arbeit manic man trinken wil. Ich hiez in schenken überal, in kopfe, in napfe, in silberschal.* Die Ritter vergessen nicht, sich gegen die auf der Gallerie des Hauses sitzende hohe Dame dankend zu verneigen und begeben sich dann gestärkt in ihre Quartiere.<sup>1)</sup>

Am Abend entfaltet sich noch in den Herbergen ein fröhliches Leben. Die Ritter besuchen sich gegenseitig in ihren Herbergen 293,27 und 298,30. Bis tief in die Nacht ist man auf dem Beinen um alte Bekannte aufzusuchen. Vom Schein der Wachslichter, die hin und hergetragen werden, ist die Stadt hell erleuchtet 299,12. Doch allmählich wird es Mitternacht und die Herren begeben sich einer nach dem andern zur Ruhe.

## 2. Waffen und Waffenkleidung.

83,1: *Der helme blick, der schilde schin  
dâ mangen in diu ougen sîn  
sô lûhte, daz er kâme gesach (sah):  
von liehter varbe daz geschach.  
ir zimir (Schmuck) und ir wâpenkleit  
mit lieht dâ mit der sunne streit.*

Wenn in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts die Bewaffnung auch noch nicht die Schwerfälligkeit späterer Zeit erreicht hat, so muss sie an heißen Tagen dem Mann doch sehr unbequem gewesen sein. Denn der ganze Körper war durch Eisen zu schützen und besonders der Kopf wurde von einem gewaltigen, mit wenigen Öffnungen versehenen Helm rings umschlossen. Die Kampfspiele stellen in dieser Beziehung dieselben Anforderungen wie auch der Krieg 257,12.

<sup>1)</sup> Freitag's Annahme, Bilder 2,21, der Buhurt habe sich nicht über die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten, ist irrig. In der Reichchronik Ottokars v. Steyer findet er sich wiederholt später, so z. B. DCXXXVIII S. 586 bei der Hochzeit Hermanns v. Brandenburg mit der Tochter des Herzogs und spätern Königs Albrecht.



Über die leinene Unterkleidung (528,19) kommt, um den Oberkörper sowohl gegen den Druck der obern Rüstung als auch gegen Hieb und Stoss zu schützen, zunächst noch eine Art von Polster, das Spaldenier 300,15; 528,17.<sup>1)</sup> Dann werden die Beine mit Hosen von Eisenringen bekleidet — 86,26; 171,27. Wenn sich die Kniee der Reiter streifen, können dieselben schmerzliche Beulen freilich nicht abhalten. Daher legt Ulrich 450,14 darüber noch 2 „*hurtenir von horn*“, Gegenstände, die nur hier erwähnt werden. Vermutlich deckten sie speziell die Kniescheiben, die am meisten gefährdet waren. Die Füsse wurden mit Sporen bewehrt.

Dann wird der Harnisch aus Eisenringen übergeworfen; ein einzig Mal nennt ihn Ulrich Halsperg 450,18. Da kräftige Stösse die Ringe nicht selten zertrennen, legt man zur Verstärkung wohl auch noch eine eiserne *plate* (Platte) darüber 262,28 und 450,20. Ein besonderes Ringgeflecht, das Koller, umschliesst den Hals.

Erst unmittelbar vor dem Kampf selbst bindet man den schweren Eisenhelm auf. Derselbe muss, da ihm nicht der Schild den Stoss mitertragen hilft, besonders stark sein, und natürlich bis auf den Hals herabreichen. Kleine Öffnungen, die Fenster 219,30 und 452,2, gestatten dem Reiter den nötigen Ausblick. Damit die Schnüre, mit denen der Helm festgebunden wird, nicht zu leicht bersten, wählt man sie zuweilen von Seide; aber doch wurde am 19. Mai 1227 Ulrich der Helm, den er mit guten Seidenschnüren fest aufgebunden hatte, 3mal abgestochen, 269,4. Viel seltener kommt es vor, dass der Helm durchbrochen wird, doch ist auch das einige Male erwähnt, 219,30 und 287,20.

Die Verteidigungswaffen schliessen ab mit dem Schild. Derselbe besteht aus Holz und hat in der Mitte nach aussen einen metallenen Buckel (*die bukkel* 296,18 und 483,16). Ob er sonst mit Metall beschlagen war, lässt sich aus Ulrichs Werk nicht erkennen. Die Riemen, an denen er getragen wird, sind zuweilen von Seide 296,20. Sehr dauerhaft scheinen die meisten Schilde nicht gewesen zu sein; dafür wird ihr Bersten zu oft erwähnt. 263,30 heisst es von einem Schild, er sei so zerstoichen gewesen, dass er nur noch an dem Riemen zusammenhing. War der Schild demnach ziemlich leicht gebaut, so liess er sich dafür um so leichter regieren<sup>2)</sup>.

Von den Angriffswaffen tritt das Schwert, das Symbol des Rittertums, das dem Knappen beim Empfang der Ritterwürde verliehen wird, in Ulrichs Erzählung sehr zurück. Die Ritter lieben vorzugsweise das Speerstechen und das Schwert wird neben vereinzelt Stellen (11,14 und 55,26) häufiger nur beim Friesacher Turnei genannt. Ob auch noch ein Dolch (*messer* 140,1; 329,23) zur Ausrüstung gehörte, lässt sich nicht mit Sicherheit erkennen.

Der Speer (*das sper*) wird nur zum Stechen gebraucht, nicht mehr wie früher auch zum Werfen<sup>3)</sup>. Eine bestimmte Länge war nicht vorgeschrieben. So heisst er denn mässig gross 187,21 219,11; 452,18, oder gross genug 171,22, nicht selten aber auch geradezu gross z. B. 87,20; 174,23; 219,14, einmal sogar unmässig gross 219,27. Auch hervorragende Turnierhelden wie Herr Ulrich, Otto von Spengenberg, Siegfried Weise führen zuweilen grosse Speere. Nun macht für den Erfolg

1) San Martes Einwände in seiner Waffenkunde des ältern Mittelalters S. 55 gegen diese Deutung Ziemanns sind von Schultz, höfisches Leben II, 33 widerlegt.

2) Niedner, das deutsche Turnier S. 43 vermutet, der Schild sei so gross und schwer gewesen, dass man ihn nur wenig bewegen konnte; man habe ihn daher immer an der linken Seite getragen. Dagegen spricht entscheidend 452,16, wonach ein schellenbehängener Schild laut erklang, wenn Ulrich ihn „*gegen der tjoste swanc*“. Auch sieht man, bei einer grossen Anzahl von Abbildungen bei Schultz, höfisches Leben II den Schild vor der Brust.

3) Der deutsche Ausdruck „Speer“ kommt überaus häufig vor, daneben einige Male auch Schaft, 177,29 und 465,7. Das Fremdwort Lanze findet sich zweimal 263,20 und 278,15.

des Stechens die Länge des Schaftes aber doch etwas aus; wer den längern Speer führt, erteilt den ersten, noch ganz ungebrochenen Stich und Stoss. Bei Ulrich erscheint es daher wie ein Tadel, wenn einer eine besondere Vorliebe für lange Speere hat wie jener Otte von Schoenkirchen 67,<sup>22</sup>. Auch v. Arnstein, übrigens ein tüchtiger Kämpfer und Mitglied von Ulrichs Tafelrunde, befeissigt sich solcher Vorsicht, die etwas nach Mangel an ritterlichem Wagemut schmeckt, 489,<sup>11</sup>; man ritt seinen langen Speeren gern aus dem Weg. Besonders ironisch ist Herr Ottokar Traeg behandelt 219,<sup>14</sup>. Derselbe reitet mit einem unmässig langen Speer an, doch ohne dass es ihm etwas nützt — der Edle verfehlt nämlich Ulrich, der ihm den Helm absticht. Des Trägers ungefügiger Speer wird ihm nun auf seinen Wunsch ausgeliefert und als Schaustück mit fortgeführt.

Auch die Stärke der Speere ist augenscheinlich dem Belieben der Ritter anheim gegeben. Meistens sind die Schäfte ziemlich dünn, so dass sie beim Stechen ohne den Gegner zu verwunden zersplittern; starke Speere sind jedenfalls für beide Teile gefährlicher. Es ist charakteristisch, dass Ulrich 245,<sup>11</sup> nach einer guten Botschaft von seiner Dame gleich zu einem starken Speer greift, ebenso aber auch 310,<sup>32</sup> nach einer schlimmen. In solchen Fällen wird der Kampf oft bedenklich. 107,<sup>25</sup> wird Ulrichs Finger durch einen starken Speer wund; 196,<sup>32</sup> scheint ein solcher durch den Schild gegangen zu sein, denn er zerbricht erst auf der Brust; ähnlich 311,<sup>9</sup>. 185,<sup>5</sup> gerät ein erprobter Ritter ins Wanken, wobei freilich noch andere Ursachen mitwirken. 278,<sup>10</sup> bricht der Speer durch Harnisch und Hals, so dass der Getroffene schwer blutend zu Boden stürzt. Unter der Regierung des verwegenen Friedrich II. scheint sich eine wachsende Neigung geltend zu machen, die Gefahr zu steigern. Wenigstens werden in den Artuspielen des Jahres 1240 fast ausschliesslich starke Speere gebraucht: 454,<sup>26</sup>; 463,<sup>23</sup>; 465,<sup>7</sup>; 483,<sup>23</sup> 485,<sup>16</sup>; 486,<sup>22</sup> u. <sup>24</sup>; 487,<sup>26</sup>; 489,<sup>26</sup>; 491,<sup>16</sup>. Wenn gleichwohl im Verhältnis nicht mehr Unglücksfälle als früher erwähnt sind — es werden 2 genannt, die vom Pferd fielen — so mag entsprechend auch die Rüstung stärker geworden und die Reitfertigkeit gewachsen sein; der Hauptgrund aber wird wohl darin zu suchen sein, dass der Bericht über das Artusstechen summarischer ist; vergl. 493,<sup>11</sup>.

Man nimmt auf Grund französischer oder aus dem Französischen abgeleiteter Quellen gewöhnlich an, die Turnierspeere hätten vorn keine Spitze gehabt, sondern gezackte Krönlein, die wohl schmerzhafte Beulen, aber keine Wunden hervorbringen konnten<sup>1)</sup>. Es ist möglich, dass die Ritter solche Schäfte beim Buhurt gebrauchten, auch mögen sich die Knappen so geübt haben; doch erfahren wir darüber nichts Bestimmtes. Für den Ritter ist aber bei Stechen und Turnei der Gebrauch scharfer Waffen zweifellos. Heisst es doch oft genug, dass Harnischringe und Koller zertrennt und verschnitten wurden: 215,<sup>28</sup>; 261,<sup>12</sup>; 262,<sup>16</sup>; 453,<sup>27</sup>; 456,<sup>8</sup>; 462,<sup>28</sup>; 491,<sup>2</sup>. Da nun die Zahl der Verwundungen im Verhältnis zu der Masse der Tjoste nicht gross ist, so vermutet Freitag., der auch hier der Wahrheit am nächsten kommt (Bilder 2,<sup>15</sup>), die Turnierlanze habe an der Spitze ein Quereisen gehabt, wodurch ein tieferes Eindringen verhindert worden sei. Aber wie sollte es möglich sein, mit einer solchen Vorrichtung den Gegner durch Schild und „*al daz harnasch*“ zu verwunden, wie es 223,<sup>15</sup> geschah? — oder gar Herrn Ruprecht von Purstendorf durch Harnisch und Hals zu stechen, so dass er wie tot vom Pferd fällt 278,<sup>14</sup>? Nein der Speer hatte wie im Krieg eine glatte Spitze, die Gefahr liess sich aber mindern durch eine bestimmte Art des Ansprengens und den vorwiegenden Gebrauch leichter Speere. Es kommt hinzu, dass beim Speerstechen alles auf einem einzigen Stich beruht; im ernstesten Kampf entscheidet aber gewöhnlich nicht der erste Stich oder Hieb sondern die folgenden, wenn der Gegner aus der Deckung gegangen oder ins Schwanken geraten ist.

<sup>1)</sup> San Marte, Waffenkunde 171, Schultz, Höfisches Leben 2,<sup>22</sup> und 97.

Es ergibt sich aus alledem, dass man die unpraktischen, gewaltigen Turnierlanzen späterer Zeit nicht schon hier suchen darf<sup>1)</sup>. Damit fällt auch die weitere irrige Annahme, dass wie späterhin auf der rechten Seite des Sattels eine eiserne Gabel zum Auflegen des Speeres angebracht gewesen sei; davon bei Lichtenstein keine Spur. Überhaupt ist nicht zu verkennen, dass auch sonst die Rüstung, weit entfernt von der spätern Schwerfälligkeit, die z. B. bei Sempach den Östreichern verderblich wurde, die freie und rasche Bewegung des Ritters nicht hinderte.

Sind nun schon die Andeutungen über die Waffen recht dürftig, so ist es geradezu merkwürdig, dass wir bei einem Manne wie Ulrich, der oft wochenlang viele Stunden täglich zu Pferdesass, so wenig über die Pferde erfahren. Sie heissen gelegentlich schön, stark, schnell, gut, was sich nicht lohnt mit Citaten zu belegen. Nur einmal leuchtet das Wohlgefallen des Pferdekenners etwas heller auf, wo ein Pferd gelobt wird, weil es sehr stark war und doch sehr sanft auftrat; so etwas Schönes, beteuert er, habe er nie gesehen 249,4. Im einzelnen unterscheidet Ulrich den *soumer* d. h. das Lastpferd 165,9 und 464,8, den *loufer* oder das leichtere Rennpferd 246,28, das *pfert* oder das gewöhnliche Reitpferd, nicht bloss der Frauen, sondern auch der Männer, wie folgende Stellen beweisen: 40,4; 168,2; 244,16; 249,2; 259,3; 264,16; 293,9; 328,13; 329,15; 465,16 und endlich das *ors* oder *ros* d. h. das Streitpferd. Dieses, welches bei Ulrich weitaus am häufigsten vorkommt, muss natürlich besonders schwer und kräftig sein. Die Unterscheidung von *pfert* und *ors* wird im allgemeinen genau durchgeführt. Wohl kann es ausnahmsweise einmal vorkommen, dass ein Ritter auch bei friedlichem Geschäft ein *ors* reitet (325,1 f), auch heissen 289,5 f. die 3 Tiere, die den Fahrenden überlassen werden, anscheinend ungenau *pfert*; aber der Unterschied tritt oft charakteristisch hervor. So reitet 168,2 Graf Görtz auf einem Pferd; 172,2 besteigt er aber zur Tjost gerüstet ein Ross. Umgekehrt verlässt Ulrich, als er genug tjostiert hat, sein Ross (261,5), entwaffnet sich und reitet dann auf einem Pferd als Zuschauer umher 264,16. Jedenfalls heisst es nirgendwo von einem Kämpfenden, er habe ein Pferd geritten; da ist es immer ein Ross.<sup>2)</sup>

Das Ross ging ungepanzert in den Kampf. Nicht bloss, dass nirgendwo von einem Panzer für es die Rede ist, es kommt auch einigemal vor, dass statt des Reiters das Pferd vom Speer getroffen und verwundet wird 174,29; 245,22.<sup>3)</sup> Der Sattel muss stark sein (165,15), auch einen tiefen Bock haben, um dem Tjostierenden festen Halt zu bieten. Daher trägt er über den beiden Sattelnbogen (185,6) einen Bausch oder Wulst, (*bäsch* 270,19 vergl. Pfeifer, das Ross im Altdeutschen S. 19). Nach 246,31 kannte man auch *türksen sätel*, d. h. türkische; Schultz I, 386 vermutet, dass dieselben wie noch jetzt die orientalischen Sättel vorn und hinten hohe Sattelknöpfe hatten, so dass die Ritter recht fest sassen. Die Zäume werden mehrmals ohne weitere Beschreibung genannt, wo ihre Kostbarkeit oder das Klirren des Metallbeschlags hervorgehoben wird 89,4; 161,12; 465,17.

Vergleicht man das gewonnene Detail mit dem, was ein Hartmann, ein Wolfram oder andere Übersetzer französischer Romane bieten, so ist es verschwindend geringfügig. Es beruht dies darauf, dass die Fähigkeit greifbar plastischer Gestaltung, überhaupt ein seltener Vorzug bei deutschen Dichtern, Ulrich fast ganz abgeht. Einigermassen anschaulich wird er nur bei der Beschreibung ritterlichen Waffenschmucks, grellfarbener Röcke, Pferddecke und Schilde und kostbarer Helmzierden.

1) So Freitag, Bilder 2,14 und San Marte Waffenkunde S. 171.

2) Die Deutung Pfeifers, das Ross im Altdeutschen S. 2, *pfert* sei gewöhnlich das Reitpferd der Frauen, dagegen *ros* das des Reiters, das Streitross, trifft für Ulrich also nicht zu. Auch der Ritter sitzt, wenn er nicht kämpfen will, auf dem *pfert*.

3) Irrig also Schultz, höfisches Leben 2,107.

So gering auch das Interesse unserer Zeit hieran sein mag, wer von der Erscheinung eines ritterlichen Kämpfers ein Bild geben will, dem bleibt nichts übrig als mit Ergebung den Schilderungen des mittelalterlichen Dichters zu folgen.

Das kindliche Entzücken des Mannes an farbiger Pracht spricht sich bezeichnend darin aus, wie er die Erscheinung eines Ritters im Waffenschmuck mit der Haide im Sommerkleid vergleicht 69,12 oder mit dem Glanz des Sonnenlichtes 83,5; 215,11; 237,15 oder mit einem Engel 92,2 und 236,15, oder auch mit einem, der gerades Wegs aus dem Paradies kommt 215,13. Daneben ist aber auch der Einfluss des Frauenkultus für das Aufkommen dieser Richtung überall sichtbar. „*Da liebt er sich den frowen mit*“ heisst es 92,4 bei der Schilderung einer schönen Waffenierde vergl. 186,23.

Betrachtet man nun einen solchen Engel, wie er kampffertig auf den Ring reitet, etwas näher, so fällt schon von ferne auf dem etwas unförmlichen Helm ein wallender Federbusch auf oder auch ein goldnes Krönlein, das weithin schimmert. Den Panzer verhüllt ein langer bunter Waffenrock, mit Litzen besetzt oder gestickt, öfters auch mit Schildchen benäht. Das Pferd verschwindet fast unter einer gewaltigen Decke von gleicher Farbe und Ausschmückung, deren Tröddeln und Zacken ihm fast bis auf den Huf reichen.<sup>1)</sup> Der Schild ist reich bemalt oder mit Pelzwerk besetzt. Selbst der Lanzenschaft trägt die Farbe der Waffenkleidung.

Alle Farben des Regenbogens leuchten uns aus einer grössern Schar geziemter Ritter entgegen. Im einzelnen aber herrscht zwiefacher Gebrauch. Zuweilen ist die ganze Waffenkleidung des Ritters einfarbig, z. B. rot 271,20, oder grün 73,1, oder weiss 161,5 f; bei Herrn Berchtold dem Rebstock 277,22 ist sie durchweg blau und goldig geschächet d. h. schachbrettartig gewürfelt. Das Gewöhnliche aber ist, dass die Farbe des Schilds von der des Rocks und der Decke abweicht. Dann sind diese mit kleinen Schildchen übersät, oder die Schildzeichen sind darauf gesetzt, etwa Eichenblätter 260,5, Löwen 486,3, Einhörner 482,31, Kränze 219,6.

Rock und Decke bestehen bei den Herren, die Ulrich einer Beschreibung würdigt, aus den kostbarsten Stoffen. Es werden genannt grüner Sammet 73,2; 171,18; 483,20; schwarzer 485,22; roter 260,2; ferner *paltekîn*, ein kostbarer Seidenstoff 482,29; eine Verbindung dieser beiden Stoffe kommt 181,8 vor, ferner blauer Zendal, eine andere Art Seide 219,6, rote Scharlachseide 296,24 und 450,22.

Über seine eigne Waffenkleidung unterrichtet uns Herr Ulrich trotz aller Bescheidenheit, deren er sich zuweilen rühmt, doch am genauesten. Als König Artus führte er 450f einen Rock und eine Decke von rotem Scharlach, der durch gelbe Borten in Karreaus geteilt war. Der Rock reichte bis über die Kniee, war gezegelt d. h. mit Zacken oder Troddeln geschmückt und hatte 12 Geren, keilförmige Zwickel, um ihn nach unten für das Reiten bequem weit zu machen (Schultz). Dieselben bestanden wohl wie das Futter aus gelbem Zendal. Ein goldbeschlagener Gürtel hielt den Rock zusammen und an der Brust fehlte nicht eine breite goldene Spange (*heftelin*). Beides ist auch bei der Waffenkleidung des Grafen Görz 170f erwähnt und gehörte zum vollständigen Schmuck, wie denn öfters von dem klirrenden Geschmeide der Ritter die Rede ist, 248,9 und 259,5. Ulrichs Ausstattung auf dem Turnei zu Neuburg 296,21 nach Beendigung der Königinfahrt ist fast ganz gleich. Wo aber auf dem Waffenkleid die Goldborten sich schnitten, waren hier noch Silberrosen aufgesetzt.

Sollte ein Schild recht glänzend sein, so wurden die Farben nicht aufgemalt, sondern in Pelzwerk aufgenagelt. Ulrichs Schild zu Neuburg 296,13 war mit weissem Hermelin besetzt, durch welchen 2 schwarze Zobelstreifen liefen. Der des Domvogts von Regensburg war nach 260,10 unten mit Gold beschlagen, oben pelzfarben, d. h. wohl geradezu pelzbesetzt und fast ebenso waren die Schilde

<sup>1)</sup> Für Decke immer der deutsche Ausdruck, nie *Kovertiure*.

der 50 Genossen seines Gefolges 247,17. Einen noch glänzenden Schild aber führt 485,27 der reiche böhmische Landherr Kadold Weise. Derselbe ist zobelschwarz und zeigt als Wappen einen Löwen von Silberblech, der eine Krone von edelm Gestein auf dem Haupt trägt. Am prächtigsten ist aber der des Grafen Görz 171,4; hier ist auf der obern Querseite in lichtblauem Grund ein goldner Löwe mit einer Krone von edelm Gestein zu sehen, während der untere Teil weiss und rot gestreift ist. Übrigens scheinen die Schildzeichen zu Ulrichs Zeit im wesentlichen schon fest geworden zu sein. Zwar hat er sich als König Artus der Waffenkleidung entsprechend einen Phantasieschild bauen lassen, 483,11 aber bemerkt er, als einer der Tafelrunderitter in den Ring reitet: Das war mein Bruder, deshalb führte er meinen Schild (*dem minen reht'gelich gevar*). Natürlich entspricht dem Schild auch das Banner, 295,21; 464,26; 482,32.

Besonders sorgfältig wird der Helm geschmückt. Sein Metallglanz wird oft gerühmt; nicht selten ist er aber auch der Waffenkleidung gemäss bemalt, 73,3; 161,21; 277,22; 170,25 heisst er licht von Golde.

Auf das Helmfass setzt man gern ein Ziemir (Schmuckstück) von Gold, z. B. 74,6. Ulrich trägt 172,11 als Königin Venus eine goldne Krone auf dem Helm, Herr Mathie 186,23 einen goldnen Kranz, der mit Perlen besetzt war. Ein gezackter Reif<sup>1)</sup> scheint auch die öfters genannte Wael gewesen zu sein; auch sie besteht aus Gold 296,1; 451,29; 483,7. Um die Wael liegen beim König Artus, den Helm bis auf das Visier deckend, Scharlachzipfel (*zegele*). Sehr gewöhnlich ist es, dass man noch einen Federbusch aufsetzt, sei es aus Gansfedern 482,23 oder, was viel häufiger ist, aus Pfauenfedern 171,1; 259,27; 296,7; 452,5; 483,8; 485,25. Ellenhoch ragt 259,27 der Busch empor und ist durch einen Schleier zusammengehalten. In zwei Fällen genügt dieser Schmuck nicht einmal und es wird noch ein zweiter Federkranz aufgebunden 170,27 und 485,19<sup>2)</sup>. Die Kiele der Federn waren hier durch Silberblätter verdeckt. Ulrich führt 296,12 in den Falten seiner Wael sogar Goldblätter.

Dass die Sporen golden waren, wird 2mal erwähnt, beim Grafen Görz 171,31 und beim König Artus 450,16.

Je auffallender die Form der Waffenkleidung, je kostbarer die Stoffe, um so grösser die Bewunderung, die Ulrich ihr zollt. Immer plagt ihn sein phantastischer Sinn, etwas ganz Neues, Un-erhörtes anzustellen, 71,22. Ist er so auf dem Friesacher Turnei als grüner Ritter aufgeritten, so wagt er bereits 3 Jahre später als Königin Venus „*gotinne über die Minne*“ in weisser Frauenkleidung über dem Harnisch tjestierend von der Adria bis zur böhmischen Grenze zu reiten; 1240 aber ahmt er mit theatralischer Würde die Sagengestalt des Königs Artus nach und zaubert im Anblicke der grossartigen Alpennatur den phantastischen Spuk der Tafelrunde in die lichte Wirklichkeit. So fremdartig uns das alles ist, so wird der Sohn des 19. Jahrhunderts, wenn er an die Karnevalszüge unserer Zeit denkt, den des 13. nicht zu hart beurteilen. Jedenfalls aber darf er nicht vergessen, dass Ulrich in seiner Zeit nicht allein stand, dass sie sein Gebahren erklärt und entschuldigt, indem sie es hervorrief, bewunderte und nachahmte. Kommt ihm doch auf der Königinreise 180,2 ein Herr v. Mureck entgegen, der statt des eisernen Panzerhemds ein solches von weisser Seide führt und so tollkühn zum Stechen reitet. Herr Zachäus v. Himmelberg aber hat 199,13f gar eine Mönchskutte über die Rüstung gezogen, was übrigens allgemein missbilligt wird. Weiterhin reitet 218,21f Herr

1) So mit überwiegender Wahrscheinlichkeit Schultz 2,64 gegen San Martes Deutung als Schleier.

2) Helme und Schilde gleichen sich an diesen Stellen verdächtig stark. Die Ähnlichkeit gestattet übrigens in 170,32 die falsche Überlieferung, die schon Lachmann unverständlich war, zu bessern. Es ist wie 485,19 zu lesen: *gebunden was an islich kil* ... Sachlich ist übrigens auch nicht zu verstehen, wie 485,24 an die Kiele der 13 Gansfedern sollten ebensoviele Büschel Pfauenfedern gebunden sein.

Otto v. Buchau an als ein wendisch Weib in eine Godechse gekleidet, wobei lange falbe Zöpfe um ihr fliegen. Sein Helm ist ganz mit Ohrringen besetzt und wie Schild und Pferddecke mit Kränzen besät sind, so hat er auch den Speer um und um mit Blumen bekränzt. Das Wunderbarste aber leistet 208,<sup>21</sup> Herr Ilung v. Scheufflich. Seine Kleidung besteht aus Zental, ist rot und grün, silber- und goldfarben; dabei ist er, den Speer eingeschlossen, ganz mit unzähligen Schellen übersät. Soviel Pracht bewundernd ruft der gute Ulrich aus: geschmückt war mein Landsmann so herrlich wie nie ein Ritter am Rhein; mit voller Wahrheit sage ich das. Wenn er selbst später einmal, wie das in dieser Zeit überhaupt nicht selten ist, seinen Schild mit Schellen besetzt 452,<sup>15</sup>, so kann er doch gegen die 500 Schellen des Herrn Ilung nicht aufkommen.

Auch wenn es hier nicht so nahe gelegt würde, ein Rheinländer müsste bei der Schilderung einer solchen Prachtkleidung unwillkürlich an den Kölner Karneval denken. Der Gedanke hat auch darin seine Berechtigung, dass bei aller leichtsinnigen Verschwendungssucht, die in diesen Kreisen herrscht, doch unstreitig auch vieles nur Schein und Flitter ist. Wer könnte daran zweifeln, wenn 181,<sup>18</sup> ein Speer licht von Golde, 161,<sup>15</sup> deren 100 von Silber weiss heissen, oder wenn nach 170,<sup>25</sup> ein Helm, nach 482,<sup>25</sup> ein Schild gar von Golde rot ist; nach 247,<sup>21</sup> ist sogar der untere Teil von 50 Schilden „gar Gold“. Demnach wird man gut gethan haben, auch die goldenen Schildbuckel, die Helmzierer und die edeln Gesteine nicht zu streng auf ihre Echtheit zu untersuchen. Müssen doch diese Zierraten beim ersten kräftigen Stich oder wuchtigen Hieb sofort abspringen. Übrigens sind es auch unter Hunderten von Rittern nur wenige, die den Aufwand so weit treiben. Die grosse Menge hielt sich viel einfacher, wie Ulrich bei den Vorbereitungen zum Friesacher Turnei selbst andeutet 79,<sup>17</sup>: *silber, golt, vil wol geleit (gelegt) uf zental, dâ manger sneit; swer des alles niht moht hân, den sach man sniden pukerân* — das aber war ein steifes Zeug aus Ziegenhaaren.

Man wird es billigen müssen, wenn Freitag, Bilder 2,<sup>14</sup> es einen zweifelhaften Fortschritt nennt, dass die Turnierwaffen grössern Schmuck erhielten. Für den Krieg wurden sie zwar darum nicht untauglich, denn der Flitter liess sich leicht abstreifen; ist doch nach 296,<sup>2</sup> selbst eine Wael nur auf den Helm gebunden. Immerhin aber ist diese Putzsucht eine der schädlichen Folgen des höfischen Frauendienstes.

Übrigens zeigt sich hier, dass von einem Volk zum andern wohl die Äusserlichkeiten der Sitte übertragen werden können, das eigentliche Empfinden und der Volkscharakter davon aber wenig berührt wird. Wie in romanischen Ländern die Ritter von den Damen, denen sie ihre ritterlichen Dienste widmeten, öfters Kleinode, namentlich Helmzierden, erhielten, um sie im Kampfe zu tragen, so war natürlich auch in Deutschland ein solches Zeichen huldvoller Gesinnung geschätzt, (vergl. Winsbecke 21), wurde hier aber, wie man aus Ulrichs Werke schliessen darf, selten gewährt. Er selbst hat, als er eine solche Bitte unmittelbar nach der Königinreise wagte, eine Abfertigung erfahren, deren Gründlichkeit er vergeblich durch allerlei Märchen abzuschwächen sucht. Auch von all seinen Kampfgenossen führen nur 2 Frauenkleinode, Herr Mathie, ein Romane, der ihn zu Gemona anreitet 186,<sup>18</sup> und ein Deutscher, Otto von Spengenberg, 184,<sup>7</sup> aus dem Grenzgebiet.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Leider hat auch Weinhold in seinem trefflichen Buche über die deutschen Frauen im M.-A. den grossen Unterschied zwischen deutscher und romanischer Sitte verkannt. Derselbe ist freilich auch nicht zu erkennen, wenn man für erstere Veldekes Eneit und deren Nachkommenschaft zu Zeugen aufruft. Ausführlicheres hierüber bei anderer Gelegen-

### 3. Das Stechen oder die Tjost.

69,3: *wir gerten als diu cederspil.*  
 287,11: *dâ ruoft vil manger „herâ her“,  
 dâ vordert ouch vil manger sper.  
 die helme man dâ vaste bant,  
 dâ nam manc ritter schilt ze hant.  
 sus wurben (strebten) si umbe werdekeit  
 mit ritterlicher arbeit.*

Sehen wir von dem Buhurt ab, so treten uns bei Ulrich 2 Arten von Waffenspielen als die Freude ritterlicher Männer entgegen, das Stechen oder die Tjost, ein Zweikampf mit Speeren, und der Turnei, ein Waffenkampf, in dem alle rittermässigen Waffen zur Geltung kommen. Wir begleiten den kampfliebenden Dichter zunächst zur Tjost, die, weil ein zweiter Kämpfer ebenso wie der nötige Raum zum Anritt sich leicht überall findet, bei weitem am häufigsten vorkommt.<sup>1)</sup>

Das Stechen übt den schwierigsten Teil der Waffenführung. Man sucht den Gegner im Vorbeireiten mit dem Speer zu treffen, wobei derselbe, wenn er nicht fest sitzt, leicht hinter das Ross geworfen wird. So gewöhnt die Tjost den Ritter an festen Sitz, scharfes Zielen und sichere Beherrschung des Pferdes, letzteres für einen geharnischten Mann, der in der einen Hand den Speer, in der andern ausser dem Zügel auch den Schild regieren muss, wohl die schwierigste Aufgabe. Die Absicht geht im allgemeinen nicht dahin, den Gegner abzuwerfen oder zu verwunden, vielmehr genügt meist dem Ehrgeiz das Bewusstsein, viele Speere ritterlich so verstoichen zu haben, dass die Splitter unter lautem Krachen hoch in die Luft flogen und sich damit etwa den Namen *swendenwalt* 476,20 oder *sperverzer* 490,4 zu verdienen. Obwohl aber habsüchtigen Naturen der Turnei viel mehr Aussicht auf Gewinn bietet, so stachen doch auch bei der Tjost manche nicht um der Ehre oder um des Frauendienstes willen, sondern *umb gut* (70,27). Unsicher bleibt dabei, ob wie beim Turnei in dieser Hinsicht bestimmte Regeln allgemein gültig waren, etwa dass der Abfallende das Pferd einbüsste, oder ob man besondere Bedingungen für diese Art des Stechens wie eine Wette verabredete. Daneben werden uns dann auch einige Fälle begegnen, in denen die Gegner sich aus Übermut oder Gehässigkeit zu Fall zu bringen suchen; wenn aber Ulrich 69,30 versichert, zu Friesach habe jeder Ritter den andern niederzusteichen gesucht, so ist das allem Anschein nach eine Übertreibung, die durch seine Schilderung zahlreicher einzelner Tjoste nicht bestätigt wird. Wo ein Gegner in Äusserungen oder Vorkehrungen die Absicht verrät Ulrich zu fällen, da erwähnt er, wie wir sehen werden, dies als etwas Besonderes, das ihn zu entsprechenden Massregeln veranlasst. So wesentlich also das Stechen für die Ausbildung des Ritters in der Waffenführung ist, so vielfach Beulen und kleinere Wunden vorkommen, so ist es im ganzen doch nicht sehr gefährlich.

Während man den Buhurt als ein Schaustück gern vor aller Augen in der Stadt selbst reitet, ziehen die Herren zum Stechen draussen vor das Thor auf die Haide. Nur in ganz seltenen Fällen lässt sich übermütige Kampfeslust nicht abhalten, auf dem Marktplatz ein paar Speere zu brechen 198,7; 274,25, oder, weil vor dem Andrang der Schaulustigen die gewöhnliche Strasse zum

<sup>1)</sup> Wie bei den Waffen die in den Übersetzungsromanen so häufigen Fremdwörter sehr zurücktreten — nur *zimir* ist häufig — so überwiegt anfangs bei Ulrich das deutsche Stechen als Subst. u. als Verbum das Fremdwort *tjost*, *tjostiren*; erst mit der Königinreise kehrt sich das Verhältnis um. Es wäre also falsch zu glauben, dass die Unmasse romanischer Kunstausdrücke, wie sie sich bei Wolfram und seinen Genossen findet, in der deutschen Ritterschaft überhaupt üblich gewesen sei.

Anritt nicht frei wird, gar auf einer Brücke 173,9. In solchen besondern Fällen sehen sich denn auch die Damen das Ritterspiel gerne an (275,12), die im übrigen demselben ganz ferne bleiben. Denn dass sie wie die gaffenden Tagediebe auf das Feld nachziehen und sich dort unter die Volksmenge mischen, schickt sich für sie nicht. Dass aber auch nirgendwo für Tribünen gesorgt wird, von denen aus sie unbelästigt zuschauen könnten, zeigt uns, dass zu Ulrichs Zeit die Tjost sowohl wie der Turnei doch weniger als Spiel denn als ernste Waffenübung aufgefasst wurde.<sup>1)</sup>

Hat sich nun an einem Orte eine grössere Anzahl von Rittern zum Stechen versammelt, so zieht man gerne mit Musik aus. Es erschallen dann (82,6) Posaunen, Hollunderflöten,<sup>2)</sup> Hörner und Trommeln, eine Art Militärmusik, bei der die feinere Fiedel fehlt. Auch die Schalmei wird bei diesem Konzert einmal genannt 492,5. Zu Wien ritten nach 259,1f ausser 60 kampferüsteten Rittern wohl 100 andere mit im Zug, die bloss zuschauen wollten; alle waren reich gekleidet und sangen fröhlich. Auch auf dem Artuszuge zogen die Ritter mit Gesang einher.<sup>3)</sup>

Auf der Haide draussen bilden die Kämpfer Ringe, die gross genug sind für den Anlauf der Rosse. Bei einer besondern Art des Stechens, dem Foreisspiel, sind die Ringe mit seidenen Schnüren, die von Speeren und Bannern gehalten werden, umsäumt und schliessen so die müssigen Zuschauer ab, 68,23; 480,19. Der Raum, welchen man 480,22 dafür in Anspruch nahm, betrug ins Geviert einen Rosselauf, d. h. (nach Iwein 6987) etwa 125 Schritt. Dass der beiderseitige Anlauf (*puneiz*) zusammen in der Regel wohl nicht diese ganze Strecke gebrauchte, erfahren wir aus 84,18: *dô si zesamen kemen nû, vil kûme rosselcufes wîl, dô was nu ouch punirens zîl*; indessen wünschen in besondern Fällen die Herren etwas weiteren Anlauf zu nehmen (483,25 *sîn puneiz wart envollen lanc*) und darauf nimmt man denn bei Anlegung einer eingeschlossenen Rennbahn Rücksicht. Für grosse Scharen sind natürlich viele Ringe nötig; so zu Friesach für 600 Herren etwa 40 (70,1). Die völlig kampfbereiten Ritter halten zu Pferde mit aufgerichtetem Speer 274,25; 286,21; 459,25 und erwarten eine Herausforderung, oder sie reiten wohl auch selbst vor mit dem Ruf *herâ, her*. Da binden ihre Gegner die Helme fest, lassen sich die Schilde reichen und schlagen den Speer unter den Arm 181,19<sup>4)</sup>; 285,11 u. 12.

Betrachten wir solch eine Tjost näher, so sehen wir, dass, wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, die Gegner keineswegs sich von vorn herein in scharfen Trab setzen, sondern zunächst die Pferde in festem, aber ruhigem Schritt aufeinander zu stapfen. Erst in ziemlicher Nähe geben ihnen

<sup>1)</sup> Wenn nach 82,12 die Ausrufer vor dem Turnei die Ritter auffordern, fröhlich auszugehen, das nähmen die Boten der Frauen wahr, so lässt Ulrich dieselben hier zwar wahrscheinlich aus seinen Anschauungen heraus sprechen, wie sie trotz aller Keckheit bei ihrer untergeordneten Stellung es nicht wohl wagten, doch geht daraus immerhin hervor, dass die Damen nicht selbst zuschauten. Zwar beruft sich Schultz II,229 auf die Parzivalstelle 216,27—217,6, doch, wie mir scheint, ohne Grund. Die Kritik, welche Wolfram hier übt, zeigt deutlich, dass er etwas ihm unpassend Scheinendes, in Deutschland wenigstens damals nicht Uebliches in seiner Quelle vorfand. Zu beachten ist auch Reinmar v. Zwetters Ausdruck in seiner bekannten Klage über den Verfall des Turneis: *swanne si ir lieben man da weiz in sô mortlicher nôt*.

<sup>2)</sup> 82,7 ist zwischen *holer* und *floiten* offenbar das Komma, welches Lachmann setzt, zu streichen, *holer* ist kein Instrument neben *floite*, sondern die Flöten bestehen aus Hollunder. Daher stehen die beiden Worte überall zusammen 211,9; 466,1; 492,4. Die Fiedler nennt Ulrich auf dem Venuszug 166,5 und auf dem Artuszug 465,25, doch bieten diese eigentümlichen Fahrten besondere Verhältnisse.

<sup>3)</sup> Dass man auch zur Tjost selbst oft eines seiner Lieder gesungen habe, versichert Ulrich 458,10.

<sup>4)</sup> An dieser Stelle setzt Ulrich seinen eigenen Speer auf den Schenkel und reitet gegen den ungepanzerten Murreck ohne zu stechen, wie aus V 23 hervorgeht: *daz mîn wart dô geneiget nie*. Man darf demnach nicht mit San Marte Waffenkunde 172 und Schultz II,109 auf Grund dieser Stelle annehmen, es habe 2 Arten gegeben, den Speer beim Stechen zu halten, unter dem Arm und auf dem Schenkel. Wie hätte man auf letztere Art auch irgendwelche Kraft in den Stoss legen können?



die Ritter die Sporen und flogen dann in scharfer Karriere an der rechten Seite des Gegners vorbei, wobei sie mit dem Speer gegen ihn anrannten. Dieses Anstapfen, bis der *puneiz zillich* ist (187,3), d. h. bis es nötig ist in schnellen Lauf überzugehen, um den Speer zum Brechen zu bringen, wird überall da hervorgehoben, wo eine nicht verschärfte Tjost näher beschrieben ist: 181,6; 187,1; 189,32; 237,31 heisst es: *wir stapften gegen einander sä. Dô wir zusammen komen nâ, dô nam ich mit den sporn min ors; als tet ouch er daz sin.* In derselben Weise reiten die Scharen beim Turnei gegen einander an 83,12; 84,3 v. 12, v. 17; 312,14 und Herr Hadamar v. Kuenringe mahnt 84,6 seine Leute ausdrücklich, den Puneiss nicht zu lang zu machen.<sup>1)</sup> Im übrigen muss man es wohl verstehen das Pferd in raschen Lauf zu bringen, damit man nicht lässig (*müezlichen*) ankommt wie jener von Karlsberg 203,21 und der Speer zum Gelächter der Zuschauer ganz bleibt. Aber auch zu grosse Eile ist nicht rätlich, sonst ergeht es einem leicht wie dem „jungen Mann“ v. Priks, der dabei an Ulrich vorbeisties 454,5.

Kommt nun aber ein Ritter recht übermütig auf den Ring, oder ist irgend ein Verdruss entstanden, dann machte man den Puneiss lang und giebt dem Stich dadurch eine besondere Wucht. So sagt Ulrich 174,25: *ich dâht: ditz ist ein starker man, der ouch sin ritterschaft wol kan; dô machet ich den puneiz lanc*; vergl. 207,1; 226,5. In mehreren andern Fällen gesteht er geradezu: er habe damit seinen Gegner fällen wollen: 184,20; 277,3. Auch 204,32 ist das zwischen den Zeilen zu lesen. Herr Zachaeus v. Himmelberg hat in seiner ungebührlichen Mönchskleidung sich durchaus nicht vom Ring weisen lassen. Da macht Herr Ulrich, um ihm für seine Unverschämtheit einen Denkartel zu geben, den Puneiss lang: *ir sult für wâr gelouben daz, ich was im herzenlich gehaz.* In der That fährt der vordringliche Gesell vor dem wuchtigen Stoss hinter das Ross, so dass er bis zum Abend ohne Besinnung daliegt. Wenn 70,23 und 77,15 bemerkt ist, dass Ritter unter dem Stoss weit von ihren Rossen flogen, so werden das auch Tjoste *zem puneiz* gewesen sein, um einen Ausdruck Wolframs zu gebrauchen.

Bei dem Vorbeireiten nähern sich die Reiter zuweilen so, dass fast ein Zusammenstoss (*hurt*) erfolgt.<sup>2)</sup> Das thun die Ritter, um ihre Kunst im Reiten zu zeigen, oft mit Absicht und freuen sich dann, wenn die Schilde donnernd gegen einander fahren, so dass das Feld laut erhallt; 487,9: *man hört für wâr die biderben jehen* (sagen), *daz schoener tjost nie wart gesehen*, vergl. auch 174,3; 190,7; 197,2; 209,20; 215,20; 238,3; 463,2. Bei einer solchen Tjost reisst 263,15 ein Ritter der Frau Venus mit dem Schilde ihren Prachtärmel ab. Der wirkliche Hurt, bei dem die Kniee sich streifen und Beulen bekommen oder wund werden und leicht einer der Reiter den Sattel räumen muss, wird natürlich in der Regel gemieden. Hierzu gehört, wenn die Ringe überfüllt sind, Geistesgegenwart und sicherste Herrschaft über das Pferd; 262,11: *het ich mit kunst dâ niht geriten, sô het der hurt mich niht vermiten.* Will man aber einen Gegner fällen, so ist der Hurt wie der lange Puneiss ganz am Platze. So treibt 262,25 der Frauenritter v. Streitwiesen die Tjost fest auf den Hurt, wird aber von Ulrich dafür so an den Hals getroffen, *daz im bekant wart ritters vallen uf daz lant.* 277,1f, wo

<sup>1)</sup> In den aus dem Französischen übersetzten Romanen findet man andern Brauch; da sprengen die Ritter im Galopp vor und gehen dann in die Karriere über; vergl. San Marte, Parzivalstudien III,91 und Hausen, die Kampfeschilderungen bei Hartmann und Wirnt S. 20. Bei Ulrich kommen übrigens die Wörter *walop*, *walopiren* nicht vor, ebensowenig *rabine*, dagegen einigemal *leisiren*. Übrigens sei für diese sprachlichen Bemerkungen, die nur nebenher und unvollständig gegeben werden, um Nachsicht gebeten.

<sup>2)</sup> Wenn *hurt*, wie behauptet wird, ein Fremdwort ist, so kann es doch nicht mit *tjost*, *puneiz* u. a. auf eine Stufe gestellt werden; das beweist die Form des Verbums *hurten*, nicht *hurtiren*, und das Adjektiv *hurtlich*. Neben dem sehr häufigen *puneiz* (*puniren*) auch einmal *poinder* 55,2s.

Herr Siegfried Weis unsern Ulrich fällen will, wird der Hurt geradezu mit dem langen Puneiss verbunden und so gewaltig fahren die beiden Reiter zusammen, dass sich die Schilde spalten und die Kniee Beulen bekommen. Ganz ebenso 74,10f, wo Ulrich ausdrücklich betont<sup>1)</sup>: *mit willen wir zesamen triben*.

Der schwierigste und gefährlichste Anritt aber ist es, wenn man den Gegner *ze triviers* oder deutsch *twerhes* d. h. von der Seite anhurtet. Bei dieser besondern Art des Hurt fallen, wenn der Ritt gelingt, leicht Ross und Reiter und selbst bewährte Ritter kommen stark ins Schwanken 85,13 und 184,31. Es sind vermutlich Tjoste *ze triviers* gewesen, von denen es 70,19 heisst: *vil manger sô des hurtes pflac, daz er selb ander nider gelac uf der erde sinne lös*; vergl. 77,12. Einige Paradestücke dieser Art schildert Ulrich mit allem Detail. So will 184,20 Otte v. Spengenberc ihn fällen. Darauf macht er wie jener den Puneiss lang, wirft in der Nähe das Pferd halblinks zur Seite, wendet es in vollem Lauf dann wieder auf den Gegner zu und rennt ihn so quer an. Spengenberc verliert Zaum und Stegreif und fasst eben noch den Sattelbogen; sonst wäre er zu Boden gestürzt. Diese Reitfertigkeit hat Ulrich einmal aus schwieriger Lage glänzend herausgeholfen. Hadamar v. Kuenring glaubt sich von ihm beleidigt und will dem berühmten Turnierhelden darum die Schmach antun, dass er auf seiner Königinfahrt vom Pferd geworfen wird. Er wartet hinterlistiger Weise, bis Ulrich am Abend vom vielen Tjostieren totmüde ist und schickt dann 269,17 einen Mann seiner Gefolgschaft, v. Busenberg, gegen ihn vor — er schämt sich wohl, selbst dabei hervorzutreten. Zwar könnte Ulrich eine solche Herausforderung ablehnen oder auf den folgenden Tag verweisen, aber das litte sein Stolz nicht. Er reitet also den Gegner von der Seite an und trifft ihn mit seinem Ross so, dass dessen Ross strauchelt, Stegereif und Bausch vom Sattel abgerissen werden und der Mann gefallen wäre, wenn nicht rasch ein Freund zugesprungen wäre und ihm wieder aufgeholfen hätte. Doch auch jetzt giebt sich Kuenringe noch nicht zufrieden. Er bringt einen neuen Sattel und sein Mann muss ein zweites Mal sein Glück versuchen. Als ihn aber Ulrich wiederum anhurten will, weicht er aus und verfällt, da er sich vor der Hurt gefürchtet hat, dem allgemeinen Spott.<sup>2)</sup>

Wenn nun auch das Reiten unter Umständen eine besondere Kunst erforderte, so sollte man es doch für eine ziemlich einfache Sache halten, dass der Gegner regelmässig vom Speer getroffen wurde. In der That aber sehen wir, dass auch dem Bestgeübten mancher Stoss fehl ging. So fehlt Hadamar v. Kuenringe 74,29 bei 4 Stichen einmal, Ulrich nach eigener Angabe 190,21 in 11 Tjosten zweimal und 212,6 in 13 Tjosten dreimal. Ein auffallend starker Prozentsatz ist es, wenn 183,7 von 12 Rittern 5 fehlstossen. Wir wissen nicht, wie oft auf der Königinfahrt Ulrich die Tjost überhaupt misslang, nur die Zahl der verstochnen Speere giebt er 291,10 an; es waren 307. Auf

1) Nach Niedner, das deutsche Turnier S. 55 ist *hurt* der Terminus für eine Tjost, bei welcher die Rosse Brust an Brust zusammentreffen — ganz undenkbar. Beim Gedränge eines Turnei liess sich ein solcher Zusammenprall, der für beide Teile äusserst gefährlich sein musste, wohl nicht immer vermeiden; die Tjost aber haben jedenfalls nur Romanhelden so geritten, denen es natürlich nichts ausmacht, jeden Augenblick ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Da in den angeführten Stellen bei Ulrich Kniee und Schild zusammenstossen, sind offenbar auch bei der Hurt die Ritter zur Seite vorbeigeritten. Freitag S. 16 nimmt daher wenigstens an, nach dem Stich sei man mit einer Volte zur Seite abgebogen. Ich möchte bezweifeln, dass in so grosser Nähe das noch möglich war. Ausserdem bin ich nicht im Stande zu entdecken, welche Vorteile denn dieser so gefährliche Anritt Brust auf Brust geboten hätte.

2) Im Vorhergehenden sind von Wolframs vielumstrittenen 5 Tjostarten, Parz. 812,9, die 4 ersten aus Ulrich erklärt; der 5. (*zer volge*) werden wir beim Turnei begegnen. Ich halte dabei Lachmanns Lesung und Interpunktion *zentmuoten* (angreifen) *ze rechter tjost den guoten* für richtig und sehe darin die gewöhnliche Tjost mit kurzem Anlauf. Ulrich unterscheidet jedenfalls bei der Tjost diese 4 Arten und so habe ich sie denn ohne Beziehung auf Wolfram gefunden. Im übrigen mag meine Deutung versuchen, ob sie ohne Polemik gegen ihre Vorgängerinnen sich behaupten kann.

ihm aber wurden in den 4 Wochen der Fahrt nach 291,19 nur 271 Speere gebrochen. Es kann demnach keine Rede davon sein, dass das Fehlstossen an sich schimpflich gewesen sei (San Marte, Waffenkunde S. 173), es war nur verdriesslich und zwar besonders in dem Falle, wenn dadurch eine Auszeichnung verloren ging, sei es nun die Teilname an König Artus Tafelrunde oder das wunderthätige Ringlein, welches die Königin Venus verschenkte — vergl. 187,25; 190,30; 207,15; 460,15. Wenn es daneben 238,15 von einigen Rittern heisst, sie hätten sich des Fehlens sehr geschämt, so mögen sie sich ihrer Kunst vielleicht vorher zu sehr gerühmt haben, jedenfalls teilten sie ihr Missgeschick mit sehr vielen der besten Ritter. Man wird sich dies häufige Verfehlen bei doch fast täglicher Übung in der Führung des Speeres wohl aus der Schwierigkeit erklären müssen, in der unruhigen Bewegung des Reitens durch die ganz engen Helmfenster genau zu sehen, weshalb es auch mehrfach ausdrücklich erwähnt wird, dass die Augen die Reiter nicht trogen 173,30 201,23.1)

Wer sich im Reiten und Stechen noch nicht ganz sicher fühlte, that am besten, auf den Schild zu zielen, der die breiteste Fläche bot.2) Kurz und gut sagt Freitag, Bilder 2,17: „der Stoss wurde wirksamer, aber schwieriger, je höher er gerichtet war“. Demgemäss wird der Schildstich, wenn nichts Besonderes dabei vorfällt, gewöhnlich gar nicht erwähnt, während bei dem Helmstich schon das blosses Treffen der Erwähnung wert ist. Ohne Gefahr ist aber auch der Schildstich nicht, denn oft bricht der Schild unter einem wuchtigen Stoss oder wird durchstochen 181,22; 187,13; 215,22; 268,15; 454,10, oder seine Riemen springen ab, so dass er zu Boden fällt 209,10. In solchem Fall splittert der Schaft zuweilen erst auf dem Brustharnisch 174,30; 196,31 und 262,28 dringt ein starker Speer selbst noch durch die Brustplatten. Eine beträchtliche Brustwunde erhält Ulrich 223,15. Auch der Arm, vermutlich der linke, welcher den Schild hält, wird dabei öfters blau gestossen, oder verwundet 74,18; 197,18; 215,26; 219,20. Hüten muss man sich übrigens beim tiefen Stoss, dass der Speer nicht zu tief sinkt, denn sonst trifft er wohl gar des Gegners Pferd in den Kopf 174,29; 245,22.

Von den Stichen nach oben geht eine ziemliche Zahl auf den Hals oder vielmehr das ihn deckende Koller, das davon nicht selten durchbohrt oder zerschnitten wird 261,12; 277,15; 453,27; 456,8; 462,28; im letzten Fall gab es auch blaue Male an den Hälsen der Kämpfer; 486,31 wurde das Koller geradezu abgerissen. Stösst die Speerspitze aber auf den Helm, so sprüht oft das Feuer aus ihm 193,14; 458,13; 460,3; wird dabei der Helm ziemlich tief getroffen, so fährt er zuweilen an das Kinn herunter 452,28 und scheuert dasselbe blutig 226,10. Trifft man weiter oben, so brechen die Helmbänder leicht und der Helm fällt zu Boden 75,11; 183,12; 187,10; 197,17; 263,22; 271,8; das geschah Ulrich am 19. Mai 1227 sogar dreimal 269,3. Nach 219,30 brach ein Speer oberhalb der Fenster durch den Helm und führte diesen eine Strecke weit mit, wobei Nase und Mund des Ritters arg geschunden wurden. Die grösste Gefahr beim Stich auf den Helm aber besteht darin, dass der Reiter ins Wanken gerät (183,15; 184,31; 261,14) und abgeworfen wird. Von den 4 Fällen in denen Ulrich auf der Königinfahrt Ritter hinter das Ross sticht, ist bei dreien ausdrücklich hervorgehoben, dass der Hals oder der Helm getroffen wurde 205,4; 262,31; 278,15; im vierten Falle ist

1) Märchenhaft ist das Ungeschick des Herrn Wülfing v. Horschendorf. Nach 226,20 verfehlt er Ulrich in 3 Tjosten hintereinander. Aber noch nicht genug der Komik; nach 245,18 sticht er gar 9mal nacheinander vorbei: zum 10. Mal trifft er wohl, aber leider den Kopf von Ulrichs Streitross. Dass in Wirklichkeit Ulrich mit einem solchen Gesellen immer wieder gestochen hätte, ist unglaublich. Hier ist augenscheinlich das Ungeschick eines Ritters, der, wenn er überhaupt existiert hat, vielleicht öfters die Zielscheibe von Neckereien war, des Scherzes halber ins Unsinnige übertrieben.

2) Nur in diesem Sinne kann der Stich auf die Brust, den der Winsbecke seinem Sohne empfiehlt, „der beste list“ heissen.

der Stich überhaupt nicht angegeben. Bezeichnend sagt auch Ulrich bei der Tjost mit dem fatalen Himmelberg, den er so herzlich hasst 205,2: *ez was gar alle der wille min, daz ich im traefe den helm sin* und dem schnöden v. Busenberg, dem er gern dasselbe Geschick wie jenem bereitet hätte, zielt er auch 271,8 nach dem Helm. Überhaupt erscheint der hohe Stich regelmässig da, wo Verdross oder Übermut die Tjost gefährlich machen will, in Verbindung mit dem langen Puneiss und der Hurt. Besonders beliebt ist aber dieser Stich wie der Gebrauch der starken Speere auf der Artusreise des Jahres 1240, also während der Regierungszeit Friedrichs II. Mit einer Ausnahme (454,10) gehen alle Stiche, die hier erwähnt sind, nach oben und zwar haben regelmässig beide Kämpfer hoch gezielt.

Nach den bisherigen Ausführungen ist erkennbar, dass es dem Stechen, so einfach der Vorgang an sich auch sein mag, an Abwechslung und Mannigfaltigkeit nicht fehlt. Es bleibt dem Mann grosser Spielraum, je nach Stimmung und Zweckmässigkeit in besonderen Fällen verschiedenartig zu verfahren; ja während man gewöhnlich annimmt, dass mit der Sitte des Speerstechens selbst uns von den Romanen erdachte äusserliche Spielgesetze überkommen seien, die man dann zu einem System von Regeln verbunden habe, ist bei Ulrich von solchen einschränkenden Gesetzen geradezu nichts wahrzunehmen.<sup>1)</sup> Was er gelegentlich als unschicklich oder unehrenhaft rügt, ist der Natur des Zweikampfs wirklich zuwider, weil es die Gleichheit der Bedingungen aufhebt. Wer kann leugnen, dass es unschicklich war, wenn mehrere gleichzeitig gegen einen anrannten (262,3; 285,31; 492,11), oder unehrenhaft, wenn ein Kuenringe am späten Abend den todmüden Ulrich durch einen seiner Leute mit ganz geschonter Kraft überfallen lässt? So unritterlich aber auch letzteres Verfahren ist, durch ein Spielgesetz ist es nicht ausgeschlossen, so wenig als etwa gleiche Speerlänge und Stärke gesetzlich erfordert war, wie es für Italien doch nachgewiesen ist (Schultz, höfisches Leben II,111).

Eine Reihe von andern Vorgängen, die uns bei Ulrich auffallen, erklärt sich daraus, dass beim Stechen neben Beulen und kleineren Wunden doch gefährliche Verletzungen zuweilen vorkommen, wenn sie auch nicht beabsichtigt sind.\* Daher meidet es Ulrich zu Friesach 73,23 mit seinem Bruder Dietmar zu stechen, der ohne ihn zu erkennen, ihn zu einer Tjost aufgefordert hat (*ich swaic und wande von im dan*); auch auf der Venus- und Artusfahrt wird einer Tjost der Brüder nie gedacht, während man doch annehmen muss, dass Ulrich bei seiner durchaus freundlichen Stellung zu Dietmar eine solche, wenn sie überhaupt stattgefunden hätte, nicht mit Stillschweigen überging. Wenn nun Dietmar 482,3f in der Würde eines Ritters der Tafelrunde erscheint, die nur durch einige Tjoste mit König Artus errungen werden kann, so wird sich bei ihm Ulrich durch einen seiner Genossen haben vertreten lassen, wie er es bei Heinrich v. Buseke 463,21 that. Aus der Absicht eine schwere Wunde zu vermeiden, erklärt es sich ferner, dass Ulrich gegen den ungepanzerten Frauenritter v. Mureck seinen Speer nicht senkt 181,23. Daher wird es denn auch beklagt, wenn irgendwo einmal ein grösserer Schade hervortritt; so 108,6 als Ulrich ein Finger fast abgestochen ist, 197,18, wo v. Ras in den Arm und 207,8, wo v. Nidecke in die Hand getroffen ist. Als aber gar v. Purstendorf 278,17 durch den Hals getroffen wie tod zur Erde fiel, war das Ulrich herzlich leid: *von leide ich ab dem velde reit in die herberge trüriclich. min lip was unmuotes rich*. Auch v. Smidda 490,25, der lange

<sup>1)</sup> Ich bin deshalb geneigt anzunehmen, dass nur die Sitte des Speerstechens an sich von Frankreich her sich verbreitete, dann aber in Deutschland sich eigenartig ausbildete; unabhängig davon und später, scheint es, begann man auch in der Ausschmückung der Rüstung (*zimir*) und in dem Foreisspiel französischer Sitte zu folgen. Von den verschiedenen Arten des Anritts zeigt sich bei der ersten eine deutliche Abweichung, die andern sind so selbstverständlich, dass ihre Übereinstimmung mit französischem Gebrauch nichts Auffallendes hat; vergl. auch was über den Gebrauch scharfer Speere gesagt ist; anderes bedarf noch weiterer Untersuchung.

ohne Besinnung bleibt, wird beklagt. Dagegen fallen Ritter, die vom Pferd geworfen wurden ohne Schaden zu nehmen, dem Spott anheim 70,24; 221,12; 490,8 und vollends ein Streitwieser und der unvermeidliche Herr Zachäus, die selbst darauf ausgegangen sind Ulrich abzustechen, werden bei ihrem Unglück unbarmherzigem Spott preisgegeben; war ihnen doch nur ihr Recht geschehen.

Wenn nun somit das Stechen nur in seltenen Ausnahmefällen einen bedenklichen Charakter gewinnt, so findet der wagemutige und nach Abenteuerlichem suchende Sinn der Zeit doch noch besondere Mittel, die militärische Übung zu einem Spiel umzugestalten und ihr verstärkte Anziehungskraft zu geben. Aus dem Französischen stammt die Sitte, dass, wer nach besonderer Auszeichnung strebt, sich draussen am Waldessaum oder auch bloss in der Haide unter einem Zelt lagert und sich jedem Ritter zu einem Waffengang erbieht — *sic er wil und sic er gert* 63,32. Bei der gewöhnlichen Tjost kann man einen Gegner ablehnen; hier erklärt man sich bereit, jeden Gegner und jede Kampfbedingung anzunehmen. Das ist das Foreisspiel, eine Steigerung der gewöhnlichen Tjost, die sich nur ein völlig erprobter Kämpfer gestatten kann.

Natürlich steht auch hier wieder die übermütige Gesellschaft der Frauenritter in erster Linie. Zu Friesach 1224 haben 36 derselben auf der Haide 10 Hütten und ein Zelt errichtet und einen weiten Raum für das Stechen eingefasst. Zehn Tage lang liegen sie da draussen und erwarten die Kämpfer, die aus der nahen Stadt ihnen reichlich zuströmen. Als man am zweiten Tage beim lebhaftesten Stechen ist, reitet über einen nahen Hügel ein unbekannter Ritter an 73,1f, ganz in grüner Waffenkleidung und elf grün gekleidete Knappen folgen ihm mit grünen Speeren. Nun wendet sich die ganze Schar der Schaulustigen zu dem Unbekannten hin; der aber hat bald 12 Speere verstoßen und verschwindet dann, wie er gekommen ist, geheimnisvoll über der Anhöhe. Auch des König Artus Tafelrunde, die Ulrich 1240 bei Wiener-Neustadt unter einem glänzenden Zeltlager einrichtet, ist eine Abart des Foreisspiels. Nur wer ohne zu fehlen 3 Speere hintereinander auf dem König ritterlich verstecht, wird zur Tafelrunde zugelassen. Hier reitet denn auch an der Seite des Herrn Kadold Weis 477,6 ein Mädchen als Botin der Frau Ehre an und entbietet alle ehrliebenden Ritter über 14 Tage nach Krummau in Böhmen, wo Herr Kadold sich in ein Foreiss legen wolle. Herzog Friedrich aber, der in der Nähe Hof hält, sendet auch einen Boten zum Lager des Königs, um ihm zu danken, dass er aus dem Paradies in sein Land gefahren sei; auch er wolle 3 Speere mit Artus verstechen, um sich an der Tafelrunde einen Platz zu erwerben. Den Gipfel abenteuerlicher Romantik aber erreicht Ulrich, indem er alle Ritter von Langparden, Friaul, Kärnthen, Steier und Östreich auffordern lässt, mit der Frau Königin einen Speer zu verstechen. Wer das ohne zu fehlen thut, der soll ein goldenes Ringlein (*vingerlin*) erhalten: *das vingerlin hat die kraft, swelher erowen man ez sendet, diu muoz immer deste schoener sin und muoz in sunder valsch minnen, den der irz hat gesant*. Wer die Königin aber besiegt, dem sollen alle ihre Streitrosse gehören. Da kommen denn von allen Seiten die Ritter, um sich ein Ringlein zu erwerben, auch sie vielfach faszingsmässig aufgeputzt. An der Grenze Östreichs erwartet eine grosse Schar die Königin, edle Herren bewerben sich um ihre Hofämter und in Wien zieht sie mit einer Pracht und einem Gefolge ein, wie sie sonst nur einem wirklichen Fürsten zu Gebote stehen. Diese Fahrt empfindet Ulrich als den Höhepunkt seines Lebens; dass er einmal Landeshauptmann von Steiermark gewesen ist, davon schweigt er in seinem Werk, aber über die Venusfahrt kann er kaum genug berichten. Keine Fahrt war je so ritterlich (292,2), so versichert er durch den Mund seines Freundes, des Regensburger Domvogtes und die Ritter in dessen Umgebung stimmen dem voll Bewunderung zu; solche Dinge habe die Königin gethan, dass man sie preisen müsse, so lange die Welt stehe.

Locken solche Reizmittel, so drängen sich die Ritter mit doppeltem Eifer auf den Ring; will doch jeder mit dem Helden des Tages einen Speer verstechen. Da wird denn zuweilen selbst der

Raum für den Anritt zu kurz 261,<sup>31</sup> und es ereignet sich im Gedränge manches, was der ritterlicher Zucht nicht entspricht, dass zu gleicher Zeit 2 oder gar 3 gegen den Haupthelden anrennen 262,<sup>3</sup>; 285,<sup>32</sup>; 492,<sup>11</sup>, ja dass mancher auf ihm einen Speer bricht, den er vorher gar nicht bemerkt hat (286,<sup>1</sup>). So sind auf der Artusreise einmal 13 Speere auf Ulrich vorstochen, während er erst 7 zählt, 456,<sup>17</sup>; ein anderes Mal 492,<sup>15</sup> kommt es vor, dass Speere auf ihm *zer winster* verstoichen werden, d. h. indem der Gegner auf seiner linken Seite vorbeireitet und so auch die Speerspitze schräg über den Kopf des Pferdes nach links richtet.<sup>1)</sup> Gehen dann die massenhaft gebrauchten Speere aus, so greift man ausnahmsweise auch zum Banner 286,<sup>6</sup>. Der Lärm wird betäubend. Hier fordert einer mit lautem Zuruf die Ritter zum Kampf heraus, dort verlangt ein anderer nach einem neuen Speer. Dazwischen ertönt von den Ringen nebenan lautes Krachen; Speerschäfte fliegen zerplittert in die Luft, Schilde bersten und der helle Metallton der getroffenen Helme ist weithin vernehmlich; der Klang der Flöten, Sumborn, Posaunen und Schalmeien aber geht in dem Getöse fast unter 492,<sup>4</sup>.

So dauert das Ritterspiel zuweilen bis zu Abend 70,<sup>25</sup>; 269,<sup>9</sup>. Todmüde bindet einer der Kämpfer nach dem andern den Helm ab. Selten mag es vorgekommen sein, was Ulrich 271,<sup>25</sup> erzählt, dass man noch Lichter herbeiholte und bei ihrem Scheine noch einige Speere brach. Verlässt man dann endlich den Kampfplatz, so ist er bedeckt mit Speertrümmern und abgebrochenen Schildstücken; hier und da findet man auch durchlöcherete Helme und abgerissene Koller. Die Herren aber sehen, auch wenn sie unverwundet geblieben sind, am Leib gar übel aus. Da ist im Hurt manch Bein entzwei geritten, 70,<sup>17</sup>, an Hals und Armen und wo sonst Stösse hingeraten sind, ist die Haut geschwollen und dazu schwarz und blau unterlaufen 492,<sup>24</sup>.

Nun reiten die Ritter in die Stadt zurück, oder gehen, wenn sie im Foreiss liegen, nebenan in ihre Zelte. Am Abend werden dann die Ereignisse des Tages im Kreise der Genossen erörtert (71,<sup>14</sup> und 76,<sup>12</sup>), Unglückliche noch einmal bedauert oder verlacht und die ausgezeichnet, welche sich hervorgethan haben. Mit innigem Behagen hört so Ulrich zu Friesach 76,<sup>25</sup>, wie alle Welt neugierig fragt, wer doch wohl der grüne Ritter gewesen sei, der so rätselhaft erschienen und nach 12 Tjosten auch wieder verschwunden war. Der Grüne aber war, wie man leicht erraten kann, kein anderer gewesen als Ulrich selber.

Während die Herren so bei Met und Wein (290,<sup>28</sup>) sich ihr Behagen schaffen, soweit ihre geschundenen Glieder es ihnen erlauben, wollen wir zum Schluss noch die Frage aufwerfen, wie viele Speere denn ein kräftiger Mann an einem Tage versteichen konnte. Die Antwort wäre leicht, wenn Ulrichs Angaben völlig zuverlässig wären. Auf dem Turnei zu Friesach hat sein Freund v. Gorse angeblich 20 verstoichen (91,<sup>10</sup>), sein Bruder Dietmar 25 (90,<sup>22</sup>), er selbst kommt am 1. Mai 1224 auf 30. Als er am 18. Mai 1227 ebensoviele verstoichen hat, lässt ihn sein freiwilliger Kämmerer nicht weiter tjostieren, denn es sei schon allzu viel 264,<sup>4</sup>. Am folgenden Tage erreicht er gar die Zahl 43; da er aber, indem er 272,<sup>10</sup> diese Zahl angiebt, keinen Glauben zu finden fürchtet, greift er mit grosser Entschiedenheit etwaige Zweifler an ihrer Ehre an, wo sie am empfindlichsten ist: „unhöfisch ist — so erklärt er — wer das in Abrede stellt; von dessen Hand geschieht so etwas gewiss nicht, weshalb er es auch nicht glauben mag“. Wir wissen nicht, ob die Zeitgenossen einer so bedenklichen Bedrohung gegenüber ihre Zweifel fallen liessen; das lässt sich jedenfalls nicht verschweigen, dass Ulrich

<sup>1)</sup> Die Stelle beweist, dass Freitag im Irrtum ist, wenn er Bilder 2,<sup>16</sup> beim Anritt mit einer Volte rechts abbiegen lässt. In diesem Falle hat man einen sehr unbequemen Stich ganz nach links (*zer winster*); in der Regel hat man den Gegner zur rechten, müsste ihm also, wenn das überhaupt nötig war, nach links ausweichen.

zuweilen bei unzweifelhaften Aufschneidereien von Beteuerungen überfließt. Einen gewissen Verdacht erregt es auch, dass nach 286,<sup>22</sup> sein Kämmerer von Gors nach nur 16 Speeren ihm weiteres Stechen nicht gestattet: *niē man sō starken lip getruoc, er hete gestochen nu genuoc.* Dem entsprechend wird 489,<sup>5</sup> der Tafelrunderitter v. Tulbinge bereits für 15 Tjoste gelobt und nach 491,<sup>18</sup> haben 6 Herren der Tafelrunde wohl 100 Speere gebrochen. Dazu bemerkt Ulrich: *ouch hânt sît selten anderswâ, für wâr ich iu daz sagen wil, sehs ritter starker sper sō vil verstoehen als von in geschach.* Man sieht daraus, dass 20 Speere schon eine wirklich seltene Leistung waren. Wenn es demnach mit Ulrichs 43 seine Richtigkeit hat, so muss er eine ganz unvergleichliche Stärke und Ausdauer besessen haben. Der Romanheld Gahmuret versteht es freilich noch ganz anders;<sup>1)</sup> der versticht an einem Vormittag 100 Speere. Warum sollte er auch nicht?

#### 4. Der Turnei.

94,<sup>14</sup> *vil maneger sō nâch êren ranc,  
daz er durch sinen hôhen muot  
des tages dâ wagt lip und guot.*

Während die Tjost nur eine Seite der Waffenführung übt, ahmt nach Ulrichs Schilderung der Turnei die Schlacht in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit nach, treuer als es heutigen Tages beim Manöver zu geschehen pflegt. Wie bei ihm die Ritterschaft den grössten Glanz zu entfalten sucht (79,<sup>14</sup>), so ist auch die Gefahr ganz unverhältnismässig gesteigert. Darum stellt die Ritterschaft die Teilnahme am Turnei über alle andern Waffenspiele. Als zu Friesach die Lust am Stechen nicht endigt und Herzog Leopold in Verlegenheit ist, wie er zu der Sühneverhandlung, um deretwillen er die Versammlung berufen hatte, die nötigen Zeugen und sonstigen Mitwirkenden zusammen bekommen soll, da schlägt der Herzog von Kärnthen vor, einen Turnei anzusagen; dann sei die Streitlust mit einem Male gebüsst. Und so geschieht es. Alles zieht nun fröhlich in die Stadt, selbst die Ritter in dem Foreiss nehmen Hütten und Zelt weg und bereiten sich emsig zu dem ernsteren Waffenspiel vor. So erscheint der Turnei hier als der krönende Abschluss des zehntägigen Stechens.<sup>2)</sup> Ein ganz ähnlicher Vorgang schliesst das dreitägige Stechen des Artuszuges ab 493 f. Da die politischen Verhältnisse Herzog Friedrich hindern seine Dienstmänner noch länger teilnehmen zu lassen, ersucht er den König Artus mit einem Schlage das Ritterspiel durch einen Turnei zu beenden. Auch das vierwöchentliche Stechen der Venusfahrt läuft in einen Turnei zu Neuburg aus.

Die Zahl der Teilnehmer ist sehr verschieden. Während ein Turnei zu Brixen 1225 nur auf etwa 100 Ritter kommt (107,<sup>14</sup>) zählen andere 250 (115,<sup>25</sup> und 300,<sup>1</sup>), oder 300 Ritter (101,<sup>6</sup>), ja der glänzendste von allen, der des Jahres 1224 zu Friesach, steigt sogar bis zu 600 ritterlichen Teilnehmern, wozu immer noch eine grosse Anzahl mittelbar beteiligter Knechte zu zählen ist, die Ulrich natürlich zu nennen verschmäht. Auf etwa 300 Ritter kann man den Turnei zu Triest veranschlagen, von dem es 106,<sup>23</sup> heisst, es seien da wohl 500 Speere verstoehen worden; wenigstens rechnet Ulrich auf die 600 Ritter zu Friesach wohl 1000 verstoehene Speere.

1) Schultz, höfisches Leben II, 110.

2) Diese Bedeutung bleibt, wenn auch aus guten Gründen zu vermuten ist, dass im einzelnen Herr Ulrich nach seiner Art den Vorgang umgestaltet hat, wie er ihm gerade passte.

Eine schwierige Aufgabe war es, die bunte Schaar so zu teilen, dass die Aussichten etwa gleich standen; *dá wurden ritter zuo gewegen* (bestimmt), *die guoter witze muosten pflegen*, heisst es 79,23. Dass wie zu Friesach diese Teilung vor dem Kampftag stattfand, empfahl sich schon deshalb, weil es bei der Bildung der Parteien und Rotten nicht immer ohne Streit abging. So berichtet Ulrich aus dem Jahre 1225 von einem zweiten Turnei zu Friesach, der nicht zu Stande kam, weil man sich über die Teilung nicht einigen konnte 117,1 und ähnliche Vorgänge waren auch sonst nicht selten 495,25. Kleinere Turneie wurden gleichwohl auch öfters am Kampftage selbst unmittelbar nach Anhörung der Messe geteilt 299,30; 497,1. Es galt dabei aber nicht bloss die Parteien der Zahl nach gleich stark zu machen, auch der Wert der Ritter oder wenigstens der Haupthelden war in Anschlag zu bringen. Als zu Neustadt Herzog Friedrich seine Teilnahme hat ansagen lassen, schlägt man gleich vor, den Turnei auf ihn und den Lichtensteiner zu teilen: *und koemens beide in ein schar, sô heten die andern vloru gar* 495,9. Da Friedrich aber nicht unter eigenem Wappen kämpfen und augenscheinlich unerkannt bleiben will, treten an seine Stelle seine Mannen, die kampfberühmten Brüder Breussel. Zu Neuburg erscheint es wie selbstverständlich, dass auf der einen Seite Ulrich und v. Gors, auf der andern die beiden Kuenringe als die Angesehensten auch Führer sind. Zu Friesach ist Herzog Leopold der vornehmste und reichste Herr; auf der andern Seite muss man, wie es scheint, Markgraf Heinrich v. Istrien als Führer betrachten, so wenig auch von einer einheitlichen Leitung in modernem Sinn die Rede sein kann; er wird wenigstens in der Reihe der Gegner zuerst genannt und hält auch im Turnei mit seiner Schar Leopold gegenüber. Die Teilung ist übrigens so genau, dass auf jede Seite, von den Führern abgesehen, gerade 300 Mann kommen.

Die Parteien werden aber nun wieder weiter zerlegt, denn verständiger Weise will man beim Angriff nicht alle Truppen auf einmal aus der Hand geben. Zu Neustadt und zu Neuburg bildet man auf jeder Seite 2 Rotten, die an letztem Ort, wenn sie gleich stark waren, etwa 60 Mann zählten. Zu Friesach erlaubt die grosse Zahl der Teilnehmer viel mehr Rotten zu bilden. Hier führt auf der einen Seite Herzog Leopold 100 Mann, Markgraf Diepold 12, der Graf v. Tirol 40, die freien Herren v. Lengenbach 22 und v. Taufers 20, die Ministerialen v. Mureck 40, v. Kuenringe 31, v. Kranichsberg 20, v. Gors 12. Auf der andern Seite stellen ihnen entgegen der Markgraf v. Istrien 60, der Herzog von Kärnthen 50, die Grafen v. Görz 55, v. Heunenbourg 32, v. Liebenau 25, v. Ortenbourg 8, die Ministerialen v. Orte 36, v. Stubenberg 34. Während die Rottenführer genau nach ihrem Rang aufgezählt sind, ist dieser doch für ihre Wahl nicht entscheidend. Von den anwesenden Grafen führt v. Pfannenberg keine Rotte, ebensowenig die Freiherrn v. Schlüsselberg, Schauenberg, Petach, Schoeneck, Auersperg, obgleich mehrfach Ministerialen Führer sind. Es scheint, dass zunächst entscheidend war, ob ein Herr eine entsprechende Anzahl von Rittern bei sich hatte, um für sich eine Rotte zu bilden. Bei manchen Herren ist das ausdrücklich bemerkt, so bei Graf Görz 81,6, Graf Liebenau 81,10, v. Kuenringe 67,18 und wenn bei den 22 Rittern v. Lengenbachs 80,10 bemerkt ist, er habe sich und sie köstlich *gezimiert*, so werden sie auch seine Eigenleute gewesen sein. Bei v. Mureck aber ist 66,20 wenigstens allgemein bemerkt, er sei mit vielen Rittern gekommen. Da die meisten Herren aber mit viel weniger Gefolge kamen, als zu einer Rotte nöthig war, gab es auch zusammengesetzte Rotten; bei diesen mögen dann Rang und kriegerisches Ansehen für die Wahl des Führers den Ausschlag gegeben haben. Überhaupt aber müssen die mit einander kämpfenden Rotten ziemlich gleich stark sein und dies führt, wie wir aus der Entfaltung des Friesacher Turneis sehen, wieder zu weitem Verbindungen der oben genannten Rotten. Diepold v. Hoheburg mit seinen 12 Mann hat sich an Herzog Leopold angeschlossen und führt 89,10 einen Teil von dessen Leuten. Da diese zusammen 112 Mann haben, treten ihnen der Markgraf v. Istrien und der Graf Görz in ungefähr gleicher Stärke (115 Mann) gegenüber. Auch



v. Taufers mit 23 und v. Kranichsberg mit 20 Mann erscheinen verbunden (85,18: *die heten beide wan ein schar*). Das Gleichgewicht gegen diese wird nun hergestellt, indem die 8 Mann des Grafen Ortenburg sich an Graf Heunenberg mit 32 Rittern anschliessen. Endlich aber wird Gors mit seinen 12 Mann bei der Entwicklung des Turneis nicht besonders genannt; augenscheinlich hat auch er, dessen kleine Rotte zu selbständigem Auftreten nicht genug Gewicht hat, eine Anlehnung gefunden. Da nun Tirol mit seinen 40 Mann gegen die 50 des Kärnthner Herzogs zu schwach ist, werden wir ihn bei ersterem zu suchen haben. Diese etwas verwickelten Zahlen und mühsam hergestellten Verbindungen zeigen übrigens, wie sehr die Männer, welche den Turnei teilten, der *quoten witze* bedurften. Denn hinter den allzu kleinen Rotten, die doch in Wirklichkeit keine Selbständigkeit hatten und Anlehnung suchen mussten, ahnen wir eine schwere Summe von rücksichtslosem Eigensinn, Missmut, gekränktem Ehrgeiz, bitterm Wortwechsel und mühsam hergestellten Kompromissen. Das Schlussergebnis dieser Verhandlungen stellt sich nun so dar:

Partei Östreich		Partei Istrien	
v. Kuenringe	31	v. Stubenberg	34
v. Mureck	40	v. Orte	36
v. Taufers und v. Kranichsberg	43	v. Heunenburg und v. Ortenburg	40
v. Lengenbach	22	v. Liebenau	25
Tirol und v. Gors	52	Kärnthen	50
Östreich und Voheburg	112	Istrien und Görz	115.

Man kann hier geradezu von einem Schlachtplan reden. Zwar ist nicht ausdrücklich bemerkt, es sei eine Verabredung getroffen worden, wie sich die Scharen angreifen sollen, aber dieselbe ergibt sich teils aus der genauen Sorgfalt, mit der die Zahlen der sich gegenüber stehenden Rotten fast ganz gleich gemacht sind, teils aus der Beobachtung des Rangverhältnisses auch bei der Reihenfolge der Angreifenden; die minder vornehmen Führer nämlich eröffnen die Schlacht. Zweckmässig erscheint es wohl, dass die Scharen der vornehmsten Führer, welche zuletzt kommen und die Entscheidung bringen, auch weitaus die stärksten sind.

Vor dem Beginn des gefährlichen, dem vollen Ernst einer Schlacht so nahe verwandten Spieles hört man regelmässig eine Messe 82,1; 299,24; 496,28. Dann fährt man mit Musik nach dem Felde hinaus und nimmt Aufstellung. Für die Art derselben wird es so wenig eine feste Regel gegeben haben wie bei der wirklichen Schlacht. Zu Neustadt stehen die beiden Rotten einer Partei hinter einander (498,27 und 499,11) und zwar halten die Hauptführer bei der zweiten Rotte. Zu Neuburg kämpfen zwar auch die beiden Rotten nicht nebeneinander, sondern als die erste in Not ist, kommt ihr die andere zu Hilfe und das zieht dadurch auch die zweite der Feinde heran; doch schliesst dies, wie mir scheint, nicht aus, dass die Rotten neben einander Stellung nahmen. Herr Ulrich wenigstens versticht zum Beginn der Feindseligkeiten bei jeder der beiden Rotten, um dieselbe zur Verfolgung zu reizen, einen Speer; das aber hat bei der zweiten nur einen Sinn, wenn sie neben der ersten steht. Auch zu Friesach haben schwerlich alle 6 Rotten jeder Partei hinter einander gestanden. Da anscheinend 3 bis 4 Rotten neben einander kämpfen, so hat wahrscheinlich auch für die Aufstellung eine Verbindung des Neben- und Nacheinander stattgefunden.

Zur Einleitung des Gefechts findet bei Ulrich in zweien von den drei eingehender behandelten Turneien ein eigentümlicher Vorgang statt. Ein Rottmeister sprengt nämlich gegen die feindliche Schar vor und versticht einen Speer. Als Ulrich 311,5 bei Neuburg das thut — die Königinreise war eben vollendet —, da ruft der Führer der Feinde, um den berühmten Frauenritter zu ehren, seinen Leuten zu, keiner solle ihn angreifen und fangen; ebenso ergeht es, als Ulrich bei der zweiten Schar denselben Versuch macht. Sehen wir von der störenden Einmischung des Frauen-

dienstes hier ab, so erkennt man aus den Befehlen der feindlichen Führer, dass man in der Regel den Ritter, welcher sich so keck hervorwagte, wo möglich zum Gefangenen zu machen suchte. Es gehörte offenbar eine ganz besondere Kühnheit, Gewandtheit und ein vorzügliches Pferd dazu, um unter so schwierigen Umständen glücklich davon zu kommen.<sup>1)</sup> Wozu nun aber dieser Vorgang? Ist das auch eine jener willkürlichen Spielregeln, die man überall so bereitwillig angenommen hat, wo der Grund der Sache nicht sogleich sichtbar war? Eine Andeutung über den Zweck giebt uns Ulrich, als er zu den Seinen zurückkommt 312,7. Wir müssen anfangen, sagt er, denn sie haben mir Friede gegeben; verstäche ich auch 30 Speere auf ihnen, sie rühren mich doch nicht an. Hier kann man zwischen den Zeilen lesen, dass die Absicht war, die Feinde zur Verfolgung und damit zur Auflösung der geschlossenen Ordnung zu reizen. Geriet der Herausfordernde auch selbst in Gefahr, so konnte er durch die geschlossen anrückende Hilfe der Seinigen leicht gerettet werden. Etwas anders aber war der Verlauf zu Neustadt, als Herr Kadolt Weise die Feinde in dieser Weise reizte 499,20. Er gewann dabei von 2 Rittern, die mit Namen genannt werden, die Rosse. Die kann er, da er, von andern Gründen ganz abgesehen, doch nur einen Speer zum Verstecken gehabt hat, nicht bei den Feinden selbst gewonnen haben, sondern er wurde augenscheinlich, was man bei Ulrich aus besondern Gründen unterliess, zwar nicht von der ganzen Schar, aber doch von den zweien verfolgt, wobei dieselben denn wohl von den Ihrigen zu weit abkamen und schliesslich sei es durch Kadolt allein oder unter Beihilfe seiner Leute entwaffnet wurden. Der Beginn des Kampfes hat sich aber nicht hieran anschliessen können, denn gerade in diesem Moment kam ein Bote Herzog Friedrichs angesprängt und forderte wegen drohender politischer Verwickelungen mit dem König von Böhmen sofortige Unterbrechung des Turneis. Da banden denn des Herzogs Leute betrübte die Helme ab und ritten, so viel man sie auch bat und verhöhnzte, schleunigst von dannen.

Sehen wir also in dieser Tjost vor dem Beginn des Turneis den Versuch, die Gegenpartei aus ihrer festen Geschlossenheit herauszubringen, so bezeugten andererseits die Ansprachen der Rottenmeister, wie sehr man gerade in dieser die Bürgschaft eines guten Erfolges fand.<sup>2)</sup> Es galt vor allem, den Gegner umzureiten, wie Friedrichs Bote vor dem Neustadter Turnei, an dem der Herzog teilnehmen wollte, zu Ulrich sagt 496,14: *ir müezet vil guot helpe hân, oder er tuot iuch al umbe hie*; worauf dieser keck erwidert: *ê daz er umbe tuo mich hie, nôt müezen liden ritters knie von manger hurteclicher vart; er vindet an uns gegenhart*. Dementsprechend mahnen zu Friesach die Führer 82,20: „es kann gut gelien, wenn wir fest bei einander bleiben; lasst euch nicht auseinander drängen“ — und 84,1: „nun drückt euch fest zusammen.“ Wiederholt ist auch in der Erzählung bemerkt, man habe fest zusammengehalten, wie man gegen Feinde mit Recht thue 312,19; 498,25.

Von dem Verlauf des Kampfes im einzelnen wird es die klarste Vorstellung geben, wenn wir Ulrichs Beschreibung des Friesacher Turneis folgen; es wird dabei statthaft sein, in der chronik-

<sup>1)</sup> Dies ist meines Erachtens der Stich *zer volge* bei Wolfram, für den bisher, so viel mir bekannt ist, eine einigermaßen befriedigende Deutung noch nicht gefunden war. Dass er die meiste Kühnheit und Kunst voraussetzt, ist nach dem Obigen wohl klar. Wenn man auch bei einem Dichter im allgemeinen nicht erwarten darf, dass er bei Aufzählungen mit gewissenhafter Strenge nach dem logischen Schema der Steigerung verfährt, so ist doch einleuchtend, dass Wolfram guten Grund hatte, diesen Stich zuletzt zu nennen.

<sup>2)</sup> Vergleiche Baltzer, Geschichte des deutschen Kriegswesens, S. 102: . . . „Wir schliessen daraus, dass es damals wie heute für ein wesentliches Erfordernis eines richtigen Reiterangriffes galt, dass die attackierende Schar geschlossen vorgehe und der Choc auf allen Punkten der feindlichen Linie womöglich gleichzeitig und mit desto grösserer Wucht stattfinde.“

artigen Darstellung des alten Erzählers etwaige Lücken so zu ergänzen, wie es aus der Gesamtdarstellung sich mit Wahrscheinlichkeit ergibt.

Der Kampf wird drüben auf der Seite des istrischen Markgrafen begonnen. Dort löst sich eine Rotte unter Herrn Wülfing v. Stubenberg los, 34 Pferde. Sie nimmt auf österreichischer Seite v. Kuenringe mit seinen 31 Mann an. Drüben haben sie Speere, ruft er den Seinigen zu, nehmt sie auch zur Hand. Drückt euch fest zusammen und macht mir den Puneiss nicht zu lang. Wie er mit den Seinen vorstapft, bemerkt ihn Wülfing und weist seine Leute gerade auf ihn. Hier, meint er, wirds hart zugehen, da wir beide Speere führen. „*ez mac ein puneiz hie geschehen, daz in got selbe möhte sehen.*“ Als die beiden nicht mehr einen Rosselauf weit von einander sind, bekommen die Pferde die Sporen. Nun sind sie beieinander; da krachen Speer und Schild. In kräftigem Anprall stürzen hier Mann und Ross (84,24), dort gelingt es andern mit geschwellenem Knie aneinander vorbei zu kommen. Rasch schwenken sie dann um — ein gefährlicher Moment, bei dem aus den aufgelösten Reihen leicht Ritter vom Feind weggefangen werden 313,1 — und nun geht es mit den Schwertern von neuem auf den Feind los. Unter den wuchtigen Schlägen birst manchem Ritter der Schild oder springt der Helm vom Kopf, und im Gedränge waffenlos, muss er zusehen, wie sein Pferd am Zaume in die Reihen der Gegner herübergerissen und er von den Seinen getrennt zum Gefangenen gemacht wird.

Allmählich aber gewinnt Herrn Wülfings Schar die Überhand und die Östreicher beginnen zu weichen. Sowie das hervortritt, eilt v. Mureck mit 40 Pferden den Seinen zu Hilfe. Den feindlichen Führer<sup>1)</sup> reitet er *ze triviers* an und bringt ihn fast zu Fall. Doch ist auch diesem gleich Hilfe zur Stelle, freilich bedenkliche Hilfe. Denn v. Orte sprengt mit seiner Rotte so scharf gegen das Gewühl an, dass er die drei kämpfenden Scharen völlig durchreitet und dabei nicht wenige umwirft. Hier scheint im ganzen die Partei des Istriers überlegen, weshalb von den Gegnern noch eine dritte Rotte unter Taufers und Kranichsberg heraneilt. Knäuelartig ballt sich hier auf engem Raum eine dichte Masse von Kämpfern zusammen. Als die dritte österreichische Rotte anstürmt, wälzt sich der ganze Schwarm um Ackers Breite nach des Istriers Seite hin.

Mittlerweile sind aber auch an andern Stellen des Feldes die Feinde zusammengeraten. Der bayrische Graf Liebenau und der Domyvot v. Lengenbach durchreiten gegenseitig ihre Scharen. Doch ist des Grafen Pferd bei der Hurt buglahm geworden und so stürzen, als er nach der Schwenkung zum zweiten Mal durchbrechen will, Ross und Reiter. Schnell bringen zwei Herren v. Totzenbach von der Gegenpartei das Ross für sich in Sicherheit und sind wieder rasch zur Stelle, um auch den Grafen selbst zu fangen. Der ist mittlerweile auf dem Boden von Pferden schwer getreten worden und kann sich nicht mehr helfen. Doch bereits hat seine Ritterschaft ihren Herrn vermisst, und unter Führung Herrn Heinrichs v. Vigan treibt sie durch eine scharfe Hurt die Feinde zurück und schafft den Grafen fort.

Nun halten sich aber auch die Grafen Heunenburg und Ortenburg mit ihren 40 Pferden nicht länger. Es ist zwar nicht gesagt, wo sie eingreifen, aber es kann kein Zweifel sein. Wo sich zuerst der Kampf entsponnen hat, haben sich Stubenbergs und Ortes Rotten gegen 3 österreichische unter Kuenringe, Mureck und Taufers wacker gehalten. Indessen ist die Übermacht zu gross. Hier stellen die beiden Grafen das numerische Gleichgewicht wieder her. Unter ihrem Anritt erdröhnt das Feld, und wie sie in kühner Hurt in die Schar der Feinde einbrechen, hallt weithin Speereskrach und Helmesklang.

<sup>1)</sup> Möglich, doch ~~wieder~~ <sup>mindestens</sup> wahrscheinlicher ist, dass unter v. Stubenberg seine ganze Rotte zu verstehen ist.

Ging bisher der Angriff von der Seite der Istrien aus, so reitet nun auf einer neuen Stelle von österreichischer Seite der Graf von Tirol mit 52 Mann gegen die 50 des Kärnthner Herzogs vor; die Fürsten stürmen voran, die Ritter mit Speeren hinterher. Auch hier wiederholt sich das Bild eines echten Reitertreffens. Man drängt und stösst und schlägt; die Pferde bäumen sich, und wer abgeworfen wird, leidet durch Treten grosse Not.

Immer noch schauen die Hauptführer mit den stärksten Scharen dem Gewühl vor ihren Augen unthätig zu. Der Tag ist bisher für die österreichische Partei nicht günstig gewesen und der ganze Turnei weicht mehr und mehr nach Leopolds Seite hin. Als der Herzog aber noch zaudert, seine letzte Schar in den Kampf zu führen, beginnen drüben der Markgraf von Istrien und der Graf Görz mit 115 Rossen gegen ihn vorzureiten. Da giebt nun auch Leopold zornig seinem Pferd die Sporen, und mit Herrn Diepold und 112 Mann reitet er in verwegener Hurt den Turnei gar entzwei. Da bleiben wenig Schilde ganz, viele Eisenhosen werden gezerrt und manches Ross buglahm. Der Kampf kommt nun zum Stehen und scheint sich in Einzelgefechte aufzulösen. Da die Speere verstoichen sind, überwiegt der Schwertkampf. Aber für die vornehmeren Herren sind augenscheinlich Diener nahe, die ihnen zeitweilig neue Speere reichen. Auch sammeln sich zuweilen wieder die Gruppen und erneuern in grossen Hurten ihren Ansturm 88,31.

Am heissesten entwickelt sich der Kampf um die Fürsten. Dem Grafen Görz gelingt es, Herzog Leopolds Pferd am Zaum zu fassen; er zerrt es fort und hofft den Fürsten ausser Gefecht zu setzen. Während dieser sich mit dem Schwert kräftig wehrt und seinem Angreifer den Helm vom Haupte bricht, ist auch bereits Herr Diepold mit Leopolds Leuten zur Stelle. Nun gerät Görz in grosse Not. Rings eingeschlossen und ohne Hoffnung von dannen zu kommen, dazu des Helmes beraubt, wehrt er sich doch aufs äusserste. Da erblickt einer seiner Getreuen, Rudolf v. Ras, des tapfern Herrn Not. Mit 50 Reitern kommt er demselben zur Hilfe, löst ihn durch eine Hurt aus der Umzingelung, und es gelingt dabei noch, einen armen Schelm von den Gegnern, Herrn Heinrich v. Triwanswinkel, zum Gefangenen zu machen. Ganz ähnlich aber geht es auch an anderer Stelle zu. Der starke Heinrich v. Kiowe ist nämlich dem Grafen von Tirol in den Zügel gefallen und zerrt daran mit grosser Kraft, um den Grafen als Gefangenen fort zu führen. Doch auch hier ist gleich ein eifriger Ritter zur Stelle, um seinem Herrn beizustehen. Otto v. Meizen<sup>1)</sup> bricht Herrn Heinrich mit einem Schwertschlag den Helm ab, so dass dieser schleunigst in die Schar der Seinen zurückweicht.

Hin und her schwankt nun der Kampf, ohne dass im Ringen eine Partei die andere ganz zu überwältigen vermöchte. Manche Herren verstecken grosse Massen v. Speeren, so Dietmar v. Lichtenstein 25, Wolfger v. Gors 20; andere wie der ritterliche Königsberg und der Schenk v. Osterwitz reiten mehr mit dem Schwert hauend durch die Scharen, obwohl sie daneben auch nicht wenige Speere verstecken. Dabei gelingt es Königsberg, 5 bekannte Ritter zu Gefangenen zu machen, während der tapfere, aber habsüchtige Kuno v. Friedberg 4 Pferde erbeutet. Auch die Gebrüder Buchs spähen eifrig umher, wo es etwas zu gewinnen giebt, Rosse oder Ritter, über die sie herfallen können. Denn hier gilt nicht, was für das Stechen selbstverständlich ist, dass nur Mann gegen Mann kämpft.

Doch allmählich neigt sich die Sonne. Die Pferde dampfen schon längst vor übermässiger

<sup>1)</sup> v. d. Hagen IV,334 weist ein tiroler Geschlecht des Namens nach. Es scheint mir demnach überflüssig, mit Lachmann und v. Karajan die Überlieferung in Otte v. Missoue zu ändern. Zwar kommt ein österreichischer Ministeriale, der so heisst, später bei den Artusspielen vor, aber in der Nähe des tiroler Grafen vermutet man doch zunächst einen von seinen eignen Leuten.

Anstrengung. Auch den Herren ist weh zu Mute, und nur wenige giebt es, die sich noch weiter zu rühren vermöchten, ja manche sind vor Müdigkeit fast ohnmächtig. Nun bindet man allgemein die Helme ab und kehrt in die Stadt zurück. Hier nehmen Ritter ein Bad, dort werden andere gesalbt, die Wunden verbunden, noch andere sinken sofort in den tiefsten Schlaf. Am schlimmsten aber sind die daran, die neben unsäglicher Mühe, neben Beulen und Wunden noch den Schaden haben. Denn von 600 Rittern haben 150 ihre Rosse verloren und die Zahl der Gefangenen ist gross. Da denkt mancher mit sorgenvollem Kopfschütteln: *wie hân ich hiut hie gevorn! des wundert mich.* Am andern Tag aber müssen die Gefangenen Geld schaffen, um sich zu lösen. „Man sah sie setzen all zuhand gar mancherlei köstliches Pfand, doch die gewonnen hatten Gut, die waren froh und hochgemut.“

So endete der Friesacher Turnei vom Jahre 1224. Herzog Leopold söhnte nun in dreitägiger Besprechung die im Streit liegenden Fürsten von Kärnten und Istrien wieder aus, und dann ritt jeder in seine Heimat.

Der Verlauf dieses Turneis mag zwar im einzelnen nicht immer streng geschichtlich sein, aber weil er von einem Fachmann ersten Ranges herrührt, hebt er die typischen Vorgänge jedenfalls sicher hervor. Besonders beachtenswert erscheint die Stellung der Führer. Sie haben vor allem darauf zu achten, dass sie zur rechten Zeit, nicht zu früh und nicht zu spät, in den Kampf eintreten. Im ganzen zeigt sich dabei eine entschiedene Vorliebe dafür, die Kämpfer möglichst lange zu sparen, um immer noch geschonte Kräfte zur Verfügung zu haben. Ist es dann aber Zeit zum Angriff, so reiten die Führer ihren Leuten voran in den Kampf 87,9 und 312,27; dasselbe wird auch vorausgesetzt, wenn sie 82,19 vor dem Kampf befehlen, fest auf sie zu sehen. In der Schlacht müssen sie dann kämpfen wie jeder andere Ritter, ja um sie presst sich am dichtesten das Kampfgewühl zusammen und überraschenden Angriffen ist niemand mehr als sie ausgesetzt.

Sodann fällt auf, dass eine Entscheidung darüber, wer Sieger war, weder zu Friesach noch zu Neuburg stattfand. Um ein entscheidendes Urteil fällen zu können, müsste notwendig ein Kampfgericht vorher eingesetzt worden sein. Ein solches aber wird nirgendwo erwähnt, ja es wird durch den Umstand, dass alle vornehmen Anwesenden an den näher beschriebenen Parteien selbstkämpfend teilnehmen, völlig ausgeschlossen. Es kann für den Sieger daher auch keine besondere, vorher ausgesetzte Belohnung gegeben haben<sup>1)</sup> und er muss sich ausser dem erworbenen Ruhm mit der Beute an gefangenen Rittern und Rossen genügen lassen. In besonderen Fällen sieht man sogar von allem materiellen Gewinn ab. So bittet Ulrich nach dem Turnei zu Neuburg, der sich an die Königinreise anschliesst, dass man die gefangenen Ritter umsonst frei gebe; und das geschah, wie er dankend anerkennt „aus Zucht und um meinewillen“.

Auch sonst findet sich von äusserlichem Zeremoniell und von Vorschriften, welche das Bild einer Schlacht fälschen könnten, nirgendwo eine Andeutung. Zwar kann man nicht erwarten, dass auch minder wichtige Einrichtungen in Ulrichs Erzählung immer hervortreten. Ob es Schranken gab, hinter die der einzelne sich zurückziehen konnte, wenn er ermüdet war und Erfrischungen einnehmen wollte, hinter die auch die gefangenen Ritter und Rosse geführt wurden, lässt sich nicht ermitteln.

<sup>1)</sup> Zwar fabuliert Ulrich S. 116, dass er bei einem 2. Turnei zu Friesach, an dem er wegen eines wunden Fingers nicht selbstthätig teilnehmen konnte, ein schönes Hündlein, Gürtel, Ring und Spange als von einer Dame gestifteten Preis ausgesetzt habe; die Erzählung aber ist aus mehreren Gründen sehr verdächtig. Wären Preise überhaupt üblich gewesen, so müsste man jedenfalls auch erwarten, dass Ulrich, der auf Turnieren so viel umher fuhr und so Ausgezeichnetes leistete, einmal einen erlangt hätte. Das aber hätte seine Eitelkeit sicher nicht verschwiegen.

Dass zahlreiche Diener in der Nähe der Herren sein mussten, um ihnen neue Speere und Schilde zu reichen, die Verwundeten zu unterstützen und allerlei kleinere Dienste zu leisten, muss man wenigstens, wenn es auch nicht gesagt ist, aus innern Gründen voraussetzen. In klarem Widerspruch mit Ulrichs Bericht aber stehen andere Annahmen, die tiefer in die Gestaltung des Turneis eingreifen, so z. B., dass derselbe in zwei durch eine grössere Pause getrennte Teile zerfiel, einen ersten vornehmeren, in dem man nur Speere verstach und einem zweiten gewöhnlicheren, in dem das Schwert zur Geltung kam. Bei Ulrich nichts von solchen Willkürlichkeiten. Auf dem Friesacher Turnei sind nach seiner Angabe wohl 1000 Speere verstoichen worden. Wenn auch auf einzelne Herren 20 und mehr kamen, im Durchschnitt verstach der Mann keine 2 Speere, und sofort nach dem ersten Anritt begann also für ihn der Schwertkampf. Ja, nicht einmal das scheint sicher zu sein, dass man immer mit dem Speer begann; wenigstens ist 83,14, v. 20, v. 24 und 84,11 so davon die Rede, dass man glauben muss, es könne auch recht gut anders gewesen sein. Auffallend ist aber beim Friesacher Turnei die Bemerkung 95,17, er habe den ganzen Tag gewährt; so dass niemand etwas anderes begonnen habe. Während eine Schlacht zweifellos viel früher zu einer Entscheidung hätte führen müssen, kann es hier vielleicht als ein verzögerndes Moment gelten, dass man den Gegner nicht töten durfte und es also im allgemeinen sehr schwierig und zeitraubend war, den durch die eiserne Rüstung ganz geschützten Mann ausser Gefecht zu setzen. Immerhin aber bleibt der Zweifel bestehen, ob man denn imstande war, eine so langdauernde Anstrengung zu ertragen. Obgleich Ulrich gelegentlich Ähnliches auch vom Stechen für seine Person behauptet 269,9 und 272,14, so möchte ich doch auf seine Versicherung über die Dauer des Kampfes nicht zu viel geben, da seine Unzuverlässigkeit im einzelnen doch zu sehr hervortritt.

Es mag dahin gestellt bleiben, inwieweit der sonst in Deutschland gebräuchliche Turnei dem österreichischen zu Ulrichs Zeit entsprochen habe. Konrad v. Würzburg, den Freitag und Niedner neben Ulrich stellen, fällt doch schon etwas später; auch mag am Rhein französische Sitte sich stärker geltend gemacht haben als sonstwo im Reich. Das aber scheint jedenfalls zweifellos, dass der österreichische Turnei in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts weniger ein Spiel als eine ernste, die Waffentüchtigkeit mächtig fördernde Kriegsübung gewesen ist. Die kriegerischen Erfolge des Herzogs Friedrich mögen zum guten Teil aus der ausgezeichneten Pflege zu erklären sein, welche in dem steter Gefahr ausgesetzten Grenzlande die ritterlichen Übungen erfuhren.<sup>1)</sup>

Als Ulrich in den 50er Jahren des 13. Jahrhunderts in seinem „Frauendienst“ ein Bild seines ritterlichen Lebens und Strebens entwarf, hatte er bereits das wehmütige Gefühl, dass dem glänzenden Aufschwung des Rittertums schmähliche Entartung auf dem Fusse gefolgt sei. Versandet war in der Not der Zeit jedes geistige Interesse; auch Ulrichs eigenen spätern Dichtungen fehlt die quellende Lebensfrische früherer Zeit. Die Ritterschaft, bequem und oft roh geworden, war es müde, in feinsinniger, nach geistreichen Pointen haschender Unterhaltung, zierlich-höfischem Tanz und sittiger Fröhlichkeit um Anerkennung und Gunst gebildeter Frauen zu werben; nun liebte man rücksichtslose

<sup>1)</sup> Freitags abweichende Ansicht, Bilder 2,50 darf sich nicht auf Ulrichs Bericht über des Herzogs Tod in der Ungarnschlacht an der Leitha berufen. Gerade Friedrich hat den Krieg gar nicht vorwiegend auf dem Turnei erlernt, und so ist ein ungünstiger Einfluss desselben auf ihn nicht glaublich. Ulrichs Bericht ist aber nicht bloss innerlich unwahrscheinlich, es stehen ihm auch andere Überlieferungen entgegen, aus denen man zum mindesten ersieht, dass die Zeitgenossen selber über des Herzogs Tod verschiedener Meinung waren; vergl. Huber, Geschichte Österreichs 1,478; v. d. Hagen M S IV,379, Anm. 2.

Derbheit und Prahlerei in der Unterhaltung, wilde Gelage und das Klaffen der Rüden auf einsam-gefährlicher Jagd. An die Stelle des prächtigen Auftretens und der milden Freigebigkeit waren karge Berechnung und gewissenloser Eigennutz getreten, der sich zeitweilig zur schönsten Wegelagerung steigerte; 530,19: *man roubt diu lant naht unde tac, dâ von vil dörfer wüeste lac*. Ulrich selbst wurde 1248 in seiner Burg von einem seiner Lehensleute, der ihn unter der Maske der Freundschaft besuchte, treulos überwältigt und ein Jahr in harter Gefangenschaft gehalten, aus der er sich nur unter schwerem Verlust an Hab und Gut lösen konnte. Das war die Blütezeit der Herren v. Buchs und eines Rapod v. Falkenberg. Wie unter diesen Verhältnissen sich die Ritterspiele gestalteten, verrät uns ein ingrimiger Spruch des wackern Reinmar v. Zweter H M S II,196:

*Turnieren was ê ritterlich:*

*nu ist ez rinderlich, toblich, tôtreis, mordes rîch,  
mortmezzer und mortkolben, gestiffen aks gar ûf mannes tôt;  
sus ist der turnei nu gestalt.*

*Des werden schoener frouwen ougen rôt, ir herze kalt,  
swenne si ir werden lieben man dâ weiz in sô mortlicher nôt.*

*Dô man turnierens pflic durch ritters lêre,  
durh hôhen muot, durh hübeschheit und durh êre,  
dô hete man umb eine dekke*

*ungerne erwûrgel guoten man;*

*swer daz nu tuot und daz wol kan,*

*der dunket sich ze velde gar ein recke.*

Und woher diese jämmerliche Veränderung in der einst so hochgemuten Ritterschaft?

Am 15. Juni 1246 war Friedrich der Streitbare in der Schlacht an der Leitha gefallen, der letzte Spross der Babenberger, trotz seiner Eigenart doch auch er wie seine Ahnen dem Adel seines Landes ein glänzendes Vorbild ritterlicher Tugenden. Das im Erlöschen begriffene Kaisergeschlecht der Hohenstaufen hatte nicht mehr die Kraft, dem verwaisten, durch endlose Kämpfe um die Nachfolge zerrütteten Land eine neue feste Ordnung zu begründen und zu schützen, und so ergossen sich über Östreich und Steier die Greuel der kaiserlosen Zeit früher als über andere deutsche Gaue. Auch die launenhafte und grausame Herrschaft des Böhmenkönigs Ottokar, der durch List und Gewalt das Erbe der Babenberger an sich gebracht hatte, konnte Friede und Zufriedenheit, Sicherheit und Gedeihen nicht begründen; das gelang erst, als der habsburgische Aar hier siegreich seine Schwingen entfaltete. Unterdessen aber hatten alle Lebensverhältnisse sich tiefgreifend geändert, ein anderes Geschlecht rang neuen Zielen entgegen und der Glanz und die geistige Erhebung der Ritterschaft war wie in andern deutschen Gauen so in Östreich für immer dahin.

Druckfehler:

- S. 6, Z. 18 lies: seine besondern . . .  
S. 7, Z. 12 „ Sträuben . . .  
S. 15, Z. 3 „ Massenkampf . . .  
S. 17, Z. 1 „ fliegen — und Z. 2 anrennen. . . .  
S. 17, Z. 31 „ leicht . . .  
S. 18, Z. 17 „ todmüde . . .